

Die Wertlehre Thünen's und die Grenznutzentheorie.

Ein Beitrag zur Lehre vom Wert in der Nationalökonomie.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Philosophischen Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Arthur Ruppin 1876-

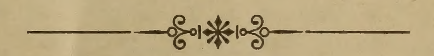
aus Rawitsch

welcher mit Genehmigung der hohen Fakultät

Montag, den 21. Juli 1902, Mittags 12 Uhr

in der Aula der Universität einen öffentlichen Vortrag halten wird über:

Darwinismus und Socialwissenschaft.



Halle a. S.
S. Schlesingers Buchdruckerei.
1902.

Die Wertlehre Thünen's und die Grenznutzentheorie.

Ein Beitrag zur Lehre vom Wert in der Nationalökonomie.

Inhalts-Angabe.

Litteratur.

J. H v. Thünen. Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie oder Untersuchungen über den Einfluss, den die Getreidepreise, der Reichtum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben. 4 Bde. Rostock 1842/50.

Veditz. Die Wertlehre Thünen's. Inaug-Diss. Halle 1896.

Schäffle. Die ethische Seite der nationalökonom. Lehre vom Werte. Akadem. Programm. Tübingen 1862 (abgedruckt in „Gesammelte Aufsätze". Tübingen 1885)

v. Böhm-Bawerk. Artikel „Wert" im Hdwörterb. der Staatswiss. 2. Aufl, Bd. VII, S. 745.

Lexis. Artikel „Grenznutzen" im Hdwörterb. der Staatswissensch. 1. Aufl., Suppl.-Bd. I, S. 422.

v. Wieser. Artikel „Grenznutzen" im Hdwörterb. der Staatswiss. 2. Aufl, Bd. IV, S. 775.

Gossen. Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fliessenden Regeln für menschliches Handeln. Braunschweig 1854.

Jevons. The Theory of Political Economy. London and Newyork 1871.

Carl Menger. Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Wien 1871.

v. Wieser. Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftl Wertes. Wien 1884

v. Wieser. Der natürliche Wert. Wien 1889.

v. Böhm-Bawerk. Kapital und Kapitalzins. 2 Bde. Insbruck 1889/93.

Karl Marx Das Kapital. 1. Bd, 4. Aufl. 1890, 2. Bd., 2. Aufl. 1893, 3. Bd., 1. Aufl. 1894.

Diehl. Ueber das Verhältnis von Wert und Preis im ökonom. System von Karl Marx in „Festgabe für Joh Conrad." Jena 1898.

Sombart. Zur Kritik des ökonom. Systems von Karl Marx in Braun's Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik. 1894. 4. Heft.

v. Böhm-Bawerk. Zum Abschluss des Marx'schen Systems in v Boenigk's staatswissensch. Arbeiten, Festgabe für Karl Knies. Berlin 1896.

Richard Passow. Die Methode der nationalökonom. Forschungen Joh. Heinrich's v. Thünen in Zeitschrift für die gesamten Staatswissenschaften. Tübingen 1902. Heft 1.

Alexander Schor. Kritik der Grenznutzentheorie in Conrad's Jahrbüchern, III. F., Bd. 23 (1902) S. 227 ff.

v. Böhm-Bawerk. „Wert, Kosten und Grenznutzen" in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, III. F., Bd. 3, S. 329 ff.

§ 1.

Das Wertproblem in der Nationalökonomie.

Für die Wirtschaftsweise aller Kulturvölker der Neuzeit ist besonders charakteristisch der durch die hochgradige Arbeitsteilung notwendig gewordene allgemeine Austausch von Gütern zwischen Individuum und Individuum, zwischen Volk und Volk. Immer weniger producirt der Mensch die Mittel zu seiner Bedürfnisbefriedigung selbst, immer mehr entnimmt er sie im Wege des Austausches aus dem grossen Strom der Güter, der, angemessenen Absatz suchend, zu ihm heranflutet.

Indem die Nationalökonomie ihrer Aufgabe, die Beziehungen der Menschen zur Welt der Güter darzustellen, gerecht zu werden suchte, musste sie es als ihre Obliegenheit betrachten, das Wesen dieses Güteraustausches näher zu erforschen und insbesondere festzustellen, ob und welche gesetzmässigen Verhältnisse diesen Tauschverkehr regeln und ihn zu etwas anderem machen als zu einem blossen Chaos sich durchkreuzender willkürlicher Einzelakte. Das wirtschaftliche Leben und der Sprachgebrauch bot für die Lösung dieser Aufgabe einen Anhalt oder richtiger einen Begriff dar: den Begriff des Wertes. Man kann sich diesen Begriff etwa auf dieselbe Weise entstanden denken wie aus der Thatsache, dass die Körper drücken und zur Erde streben, der Begriff der Schwere entstanden und den Körpern als eine ihnen immanente Eigenschaft zugeschrieben wurde; oder wie wir den Gegenständen, die unser Auge als grün oder rot auffasst, die grüne oder rote Farbe beilegen, obwohl sie an sich nicht grün oder rot sind, sondern nur unserem Auge so erscheinen.[1]) Es ist eine Eigentümlichkeit unseres Erkenntnisvermögens, dass es einerseits innerpsychische Vorgänge ins Objekt verlegt und als Wirkungen dieses Objekts auffasst und dass es andererseits

---

[1]) Vgl. v. Wieser. Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftl. Wertes. S. 12.

seits Vorgänge jeder Art stets nur als an Dinge gekettet und als Wirkungen der Dinge auffasst. Hierdurch ist zu erklären, wie die Thatsache, dass die Güter sich gegeneinander austauschen und einen bestimmten Preis erzielen, als Eigenschaft der Güter, als Wirkung der ihnen innewohnenden Tauschkraft, des Wertes, angesehen wurde.

Die Nationalökonomie nahm den Wertbegriff auf und konnte nunmehr sagen, dass sich die Güter im Verhältnis ihres Wertes austauschen. Dies war natürlich keine Erklärung, sondern nur eine neue Formulirung der Erscheinungen des Austausches. Nun kam erst das eigentliche Problem: zu ergründen, durch welche Faktoren der Wert eines Gutes bedingt und bestimmt wird. Drei verschiedene Antworten hat der Versuch, dieses Problem zu lösen, gezeitigt. Die klassische Werttheorie (Adam Smith und seine Schule) sah die Produktionskosten, die Arbeitswerttheorie (Ricardo, Marx) die zur Herstellung notwendige menschliche Arbeit als den Wert der Waren bestimmend an, während die Grenznutzentheorie in dem Nutzen, den ein Gut gewährt, den Bestimmungsgrund seines Wertes erblickt. Von diesen 3 Theorieen sind die beiden ersten untereinander verwandt, insofern als sie beide glauben, dass die Wertbildung im Produktionsprozess erfolge. Ihnen steht die Grenznutzentheorie gegenüber, welche vom Produktionsprozess ganz absieht und lediglich den Grad des Nutzens eines Gutes für menschliche Wohlfahrtszwecke als Massstab seines Wertes betrachtet.

Die Verschiedenheit beider Richtungen (man nennt sie gelegentlich auch die objektive und die subjektive Richtung) kommt in der Verschiedenheit ihres Verfahrens, die Grösse des Werts einer Sache zu bestimmen, besonders scharf zum Ausdruck. Das Ideal der Wertbestimmung müsste sein, dass wir den Wert so messen können, wie wir etwa Länge und Volumen eines Gegenstandes bestimmen. Die Frage ist, ob und wie weit ein solches Messen beim Werte möglich ist. — Messen heisst, den Grad oder die Grösse einer Erscheinung in Zahlen durch eine willkürlich gewählte Masseinheit ausdrücken. Insofern wir die Masseinheit so wählen können, dass sie der zu messenden Erscheinung gleichartig ist (z. B. Längen-

mass für die Messung von Strecken), ist die Messung einfach. Schwieriger wird sie, sobald uns, wie das bei allen sogenannten intensiven Grössen z. B. Elektricität, Schwerkraft und natürlich auch beim Werte der Fall ist, keine mit der zu messenden Erscheinung gleichartige Masseinheit zur Verfügung steht. Hier helfen wir uns dann damit, dass wir irgendwelche stetigen Beziehungen der zu messenden Erscheinung zu anderen Vorgängen extensiver Natur aufzufinden suchen. So messen wir die Wärmeschwankungen der Luft durch die Grösse der Ausdehnung der Quecksilbersäule. Wir haben erkannt, dass jede Wärmezunahme eine Ausdehnung der Quecksilbersäule zur Folge hat, und drücken nun den Grad der Wärmezunahme durch die Grösse der Ausdehnung der Quecksilbersäule aus, die als extensive Grösse beliebig teilbar und durch eine Skala (beim sogen. Thermometer) auch wirklich geteilt ist. Diese Art des Messens wird von der klassischen Werttheorie und der Arbeitswerttheorie angewendet, indem sie eine stetige Beziehung des Wertes einer Ware zu ihren Produktionskosten bezw. zu der zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeitsmenge nachzuweisen und die Grösse des Wertes durch die Menge der Produktionskosten (d. h. eines Geldquantums) oder der aufgewendeten Arbeit (d. h. eines Arbeitsquantums[1]) zu messen suchen. Die Grenznutzentheorie weicht von dieser Massmethode insofern ab, als sie stetige Beziehungen des Wertes zu anderen objektiven Erscheinungen als nicht vorhanden erklärt. Sie findet eine Beziehung des Wertes verschiedener Güter nur zu dem verschieden grossen Lust-

[1]) Dass die menschliche Arbeit, selbst die von Marx (Kapital, Bd. I., S. 11 und S. 161) sogen. einfache Arbeit infolge der Verschiedenheit der von jedem Individuum nach Massgabe seiner Kräfte, Beanlagung, Uebung und Geschicklichkeit geleisteten Arbeit selbst kein einheitlicher Massstab ist und dass fernerhin die Frage nach dem Verhältnis der qualificirten oder komplicirten (d. h. höheren technischen oder geistigen) Arbeit zur einfachen Arbeit von der Arbeitswerttheorie nicht beantwortet wird, kann hier unerörtert bleiben. Denn die Arbeitstheorie glaubt eben diese Fragen bei Seite setzen und die Arbeitsmenge durch die Zeitdauer der Arbeitsleistung messen zu können. Sie führt also den Wert auf die Zeitdauer und damit mittelbar, da der Zeitverlauf von uns durch Länge und Bewegung gemessen wird, auf eine extensive Grösse zurück.

gefühl, das ein Individuum sich von dem Gebrauch der einzelnen Güter verspricht, und behauptet, dass lediglich die Grösse dieses subjektiven Gefühls den Wert bestimme. Hiermit ist dann gegeben, dass der Wert eines Gutes nie objektiv, für alle Subjekte gültig, bestimmt werden kann, wie es die Produktionskosten- und Arbeits-Werttheorie thaten; sondern dass von dem Wert eines Gutes stets nur in Beziehung auf ein bestimmtes menschliches Individuum gesprochen werden kann. „Der objektive Wert als Wert für alle ist ein Irrtum."[1])

Wir haben bisher das Wertproblem lediglich aus dem Gesichtspunkte betrachtet, dass seine Lösung uns eine Erklärung für die Preisgestaltung geben soll. Hiergegen könnte der Einwand erhoben werden, dass diese Auffassung des Wertproblems zu eng sei. Man hat nämlich mit dem Wertproblem viele andere Fragen verbunden, besonders solche ethischer Natur. Man wollte nicht nur wissen: wie wird der Wert bestimmt? sondern auch, welches der richtige Wert eines Gutes sei, welches der Wert eines Gutes sein solle u. s. w. Alle diese Fragen gehören jedoch nicht in die theoretische Nationalökonomie. Welches der Wert eines Gutes sein solle oder welches der richtige Wert eines Gutes sei, kann nur bedeuten, welches die angemessene Entlohnung oder Gegengabe für die Ueberlassung des Gutes sei. Diese Frage ist aber eine Frage der richtigen Einkommensverteilung, die nur gelöst werden kann, wenn wir auf Grund irgendwelcher ethischen oder volkswirtschaftlichen Ansichten uns einen Massstab wählen und nach diesem die Wirklichkeit beurteilen. Das mag an sich zulässig sein, hat aber mit dem Wertproblem der Nationalökonomie nichts zu thun, sondern gehört in die Ethik und in die Volkswirtschaftspolitik. Es ist unbedingt erforderlich, dass nicht ganz heterogene Fragen mit einander verquickt werden, weil sonst die Grenzen aller Wissenschaften ineinander laufen und keine zu ihrem Rechte kommt[2]). Die Nationalökonomie (im engeren Sinne) ist keine normative,

---

[1]) v. Wieser. Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftl. Wertes Seite 20.

[2]) Vgl. hierzu auch v. Wieser. Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftl. Wertes. S. 103.

sondern eine descriptive Wissenschaft und hat deshalb nicht mit dem zu thun, was sein soll, sondern mit dem, was ist Demgemäss hat auch eine Werttheorie in der Nationalökonomie nur die Aufgabe, die wirkliche Preisgestaltung der Güter einheitlich zu erklären. „Der Prüfstein jeder Werttheorie ist, ob sie für die unendlich verschlungenen und komplicirten einzelnen Preiserscheinungen die Regel zu liefern vermag; einen anderen Zweck kann die Werttheorie überhaupt nicht haben.“[1])

Eine Erweiterung in anderer Richtung hat das Wertproblem dadurch erfahren, dass man vom Wert auch inbezug auf die isolirte Wirtschaft spricht, in welcher der Tauschwert naturgemäss keine Stelle hat. „Wert ist die Bedeutung welche das Gut vermöge seiner Brauchbarkeit für das ökonomische Zweckbewusstsein der wirtschaftlichen Persönlichkeit hat. Der Wert ist also dasjenige Moment, welches das menschliche Handeln am Gute bestimmend der Regulator alles Güterlebens wird und die Technik zur Oekonomie gestaltet.“[2]) In diesem Sinne ist also der Wertbegriff schon für die Wirtschaft Robinson's anwendbar, indem er dem isolirten Menschen Anweisung für wirtschaftliches Handeln giebt. Aber wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen, dass dieser Wertbegriff dem eigentlichen Wertproblem, das Adam Smith und Ricardo aufgerollt haben, ganz und gar fern gelegen hat. Den Werttheorieen war es nie darum zu thun, wie das Individuum in isolirter Wirtschaft mit seinen Gütern verfährt oder verfahren soll, sondern wodurch im Austauschverkehr unter entwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen der Wert bestimmt wird. Der Hinweis auf die isolirte Wirtschaft kann höchstens als Hifsmittel in der Untersuchung verwendet werden; das eigentliche Ziel des Wertproblems ist aber stets die Erklärung des gesellschaftlichen Werts, d. h. des Tauschwerts.

Ein fremdes Element ist in die Werttheorie schliesslich noch von Sombart hineingetragen worden, der, wie ähnlich

---

[1]) Diehl. Ueber das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx. S. 4.

[2]) Schäffle. Die ethische Seite der nationalökonom. Lehre vom Werte in „Gesammelte Aufsätze“, I, S. 186.

vor ihm schon Conrad Schmidt [1]), zur Verteidigung der Marx'schen Wertlehre die Behauptung aufstellte,[2]) Marx habe gar nicht Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit erstrebt, sein Wertbegriff solle nur ein „Hilfsmittel des Denkens“ sein. Der erste Teil dieser Behauptung würde, wenn er richtig wäre, für Marx's Theorie in der Nationalökonomie überhaupt keinen Platz lassen. Denn diese Wissenschaft hat ihrer Natur nach ausschliesslich die Erklärung des wirklichen Wirtschaftslebens zu ihrem Gegenstande und eine Theorie des Wertes, welche andere Zwecke hat, würde damit völlig ausserhalb des Rahmens der Nationalökonomie fallen. Wir können deshalb davon absehen, dass diese Behauptung Sombart's Marx unrichtig interpretirt, da Marx's Bestreben, seine Werttheorie mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung zu bringen, an zahlreichen Stellen des „Kapital“ deutlich hervortritt [3]) und auch Engels, der es doch am besten wissen müsste, diese Interpretation ablehnt. [4])

Was nun den zweiten Teil der Sombart'schen Behauptung angeht, so ist nicht einzusehen, mit welchem Rechte man die Arbeitswerttheorie als unentbehrliches oder notwendiges Hilfsmittel des Denkens bezeichnen will. Denknotwendig ist nur, dass wir zu jeder Erscheinung überhaupt eine Ursache annehmen, aber durchaus nicht, dass wir eine spezifisch bestimmte Ursache, also in unserem Falle die menschliche Arbeit als Ursache annehmen. Zur Begründung dieser Behauptung wäre der Nachweis notwendig, dass es zur Erklärung jener ökonomischen Erscheinung keine andere Ursache als die menschliche Arbeit geben kann, dass diese die einzig mögliche Ursache ist. Aber dieser Nachweis ist nirgends erbracht; und man kann die ganze Grenznutzen-

---

[1]) Conrad Schmidt. Die Durchschnittsprofitrate und das Marx'sche Wertgesetz in „Neue Zeit“, Jahrg. XI, 1, S. 72

[2]) Sombart. Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx in Braun's Archiv 1894, S. 574.

[3]) Vgl. Diehl. Das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx, S. 5, und v. Böhm-Bawerk. Zum Abschluss des Marx'schen Systems in Boenigk's staatswissensch. Arbeiten 1896, S. 188.

[4]) Engels. Ergänzung und Nachtrag zum 3. Buch des Kapital. Neue Zeit“, Bd. XIV, 1, S. 9.

theorie, die ja gerade den Wert ohne Zuhilfenahme der menschlichen Arbeit zu erklären sucht, als Gegeninstanz anführen. Wir müssen deshalb Sombart's Versuch, dem Wertbegriff eine ganz neue Funktion zuzuweisen, ablehnen.

Die vorausgegangenen Bemerkungen sollten das Feld abstecken, auf dem sich die nachfolgende Untersuchung bewegen wird. Sie hat den Zweck, die Wertlehre des originellen und scharfsinnigen deutschen Nationalökonomen Joh. Heinrich v. Thünen (1783—1850) in ihren Beziehungen zur klassischen Werttheorie und besonders zur Grenznutzentheorie klar zu stellen Wir halten Thünen's Wertlehre für den letzten beachtenswerten Versuch, die Ergebnisse der klassischen Werttheorie nutzbar zu machen und doch den späteren Gedanken der Grenznutzentheorie gerecht zu werden. Thünen's Lehre scheint uns aus diesem Grunde besonders geeignet, um von ihr aus die geschichtliche Entwickelung der Grenznutzentheorie zu verfolgen und einen festen Standpunkt zu dem Wertproblem überhaupt zu gewinnen

II. Abschnitt. Die Wertlehre Thünen's.

§ 2.

Thünen's Kritik der klassischen Werttheorie.

Thünen ist bei seinen Versuchen, über das Wesen des wirtschaftlichen Wertes klar zu werden, von der Lehre Adam Smith's ausgegangen, dass die Preise einer Ware um ihren sogenannten „natürlichen Wert“ wie um einen Mittelpunkt gravitiren, und dass dieser natürliche Preis gleich der Summe der aus Landrente, Kapitalgewinn und Arbeitslohn bestehenden Produktionskosten der betreffenden Ware sei. Thünen sagt hierzu,[1]) er erinnere sich aus seiner Jugend noch sehr lebhaft, welche Freude er empfand, als er diese Sätze Adam Smith's zum ersten Male las. „Licht und Klarheit verbreitete sich dadurch für mich über einen sonst verworrenen Gegenstand und ich sah nun die regellose Konkurrenz

[1]) Isolirte Staat, II, S. 59.

einem bestimmten Gesetze untergeordnet. Die Produktionskosten waren nun zum Regulator des natürlichen Preises — gegen welchen die Marktpreise stets gravitiren — erhoben und dadurch der Konkurrenz ihre Schranken angewiesen. Diese Freude dauerte aber nicht lange, sondern wurde beim tieferen Eindringen in den Gegenstand gar bald getrübt. Der natürliche Warenpreis wird durch den natürlichen Arbeitslohn, den natürlichen Kapitalgewinn und die natürliche Landrente, welche in der Hervorbringung dieser Waren enthalten sind, bestimmt. Frägt man nun aber, wodurch der natürliche Arbeitslohn bestimmt wird, so lautet die Antwort: durch die Konkurrenz. Frägt man nach den Bestimmungsgründen des natürlichen Kapitalgewinnes, so ist dieser abermals die Konkurrenz. Die Entfernung der Konkurrenz aus den Bestimmungsgründen für den natürlichen Preis ist also nur scheinbar, ist eine Illusion.“ Thünen hat also sehr richtig gefühlt, dass die Theorie Adam Smith's das Wertproblem nicht löst, sondern nur verlegt, indem sie den Wert der Produktionselemente, also der Arbeit, der Grundrente und des Kapitals als gegeben annimmt und die Antwort auf die Frage, wodurch denn der Wert dieser Produktionselemente bestimmt wird, schuldig bleibt bezw. nur den nichtssagenden Satz von der Konkurrenz, dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, zur Erklärung anführt. Wie nahe Thünen mit dieser Betrachtung dem Gedankenkreise der späteren Grenznutzentheoretiker gekommen ist, geht vielleicht auf keine Weise besser hervor, als wenn wir hier die Sätze anführen, mit welchen 50 Jahre später v. Böhm-Bawerk gegen dieselbe Produktionskostentheorie polemisirt.[1]) „Der einzige Unterschied“ (sc. der Grenznutzentheorie von der klassischen Werttheorie) „besteht darin, dass wir“ (sc. Grenznutzentheoretiker) „mit der Aufstellung des Kostengesetzes noch nicht am Ende der Erklärung angelangt zu sein meinen. Das Kostengesetz ist kein archimedischer Punkt, von dem aus die übrige Erklärung sich stützen liesse, ohne dass er selbst noch einer Stütze bedürfte. Sondern es steht mitten

---

[1]) „Wert, Kosten und Grenznutzen“ in Conrad's Jahrbücher, III. F., Bd. 3, S. 329.

im Fluss der Erklärung: es erklärt gewisse Erscheinungen, muss aber selbst erst weiter aus gewissen anderen noch allgemeineren Erscheinungen erklärt werden. Uns können daher die Kosten nicht als endgültige Ursache, sondern nur als eine — wenngleich sehr wichtige und verbreitete Zwischenursache — gelten.“ Die Produktionskostentheorie giebt nach v. Böhm-Bawerk keine Lösung des Problems, denn „in den zur Erklärung des Werts aufgerufenen Kosten kehrt der Wert als Element wieder.“ [1]) Die Aehnlichkeit in den Gedankengängen beider Männer ist nicht zu verkennen. Wirft v. Böhm-Bawerk der Produktionskostentheorie vor, dass sie den Wert der Waren nur erkläre, indem sie den Wert der Produktionskostenelemente als gegeben annehme, so sagt Thünen, dass Smith nur deshalb in der Lage sei, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bei der Preisbestimmung der Produkte zu eliminiren, weil er es bereits bei der Preisbestimmung der Produktionselemente benutzt hatte. Thünen wirft also Smith vor, dass seine Lehre den Leser im Kreise herumführt; er erkläre z. B. den natürlichen Getreidepreis durch das in den Produktionskosten enthaltene gewöhnliche Mass von Arbeitslohn, Kapitalgewinn und Landrente, und er erkläre die Landrente andererseits als den nach Abzug des Arbeitslohns und Kapitalgewinns vom Preise verbleibenden Rest. „Also wird bei der Bestimmung des natürlichen Preises des Getreides die Landrente als eine bekannte Grösse betrachtet, bei der Bestimmung der Landrente wird dagegen der natürliche Preis des Getreides als bekannt angenommen. Dies ist ein Cirkelschluss, der beim oberflächlichen Lesen wohl einschläfern und beruhigen kann, durch den aber nichts gefunden, nichts aufgeklärt wird.“ [2])

Auch in der Frage, welchen Einfluss der sogenannte „Gebrauchswert“ der Güter auf ihren Preis habe, entfernt sich Thünen von Smith und nähert sich der Grenznutzentheorie, welche vom Gebrauchswert oder dem Grade des Nutzens der Güter ausgeht und diesen als die primäre Quelle des Wertes ansieht. Smith (und mehr noch Ricardo) haben

---

[1]) l. c. S. 330.

[2]) Isolirte Staat, II, S. 60.

zwar auch vom Gebrauchswert der Güter gesprochen und zugegeben, dass jedes Gut, das einen Wert haben solle, in erster Linie Gebrauchswert besitzen müsse. Aber über diese allgemeine Behauptung sind sie nicht hinausgekommen[1]) und der Gebrauchswert bleibt in ihrer Wertlehre ein fremdes, unlösbares Element. Ricardo war soweit davon entfernt, den Gebrauchswert mit dem Tauschwert in Zusammenhang zu bringen, dass er an einer Stelle geradezu fragt: „Was kann der Tauschwert mit der Fähigkeit zu nähren und zu kleiden gemein haben?“[2]) Ungleich richtiger erkennt Thünen die Bedeutung des Gebrauchswerts, wenn er sagt: „Der Satz, die Produktionskosten bestimmen den Durchschnittspreis einer Ware ist nur in der Beschränkung wahr, dass der Gebrauchswert oder die Nützlichkeit der Waren den Kosten ihrer Hervorbringung gleich geachtet wird. Wer seine Arbeit Spielereien zuwendet, z. B. eine Uhr in einer Nussschale oder einen Grossmogul von Gold u. dgl. verfertigt, darf auf eine Vergütung seiner Arbeit nicht rechnen, weil der Gebrauchswert seiner Fabrikate weit unter den Produktionskosten steht. Aber Kuriositäten dieser Art kommen nie dauernd auf den Markt, und nur solche Waren, deren Gebrauchswert die Produktionskosten mindestens deckt, können Gegenstände des regelmässigen Handels werden. — Waren und Gerätschaften, deren Produktion mit gleichbleibenden Kosten unbeschränkt erweitert werden kann, wozu die mehrsten Fabrikate gehören, können nie dauernd über dem Produktionspreis stehen, wie weit auch ihr Gebrauchswert diesen übersteigen mag.“ [3]) Hier weiss also Thünen die Wirkung der Produktionskosten auf den Preis sehr wohl zu würdigen und betont doch mit aller Bestimmtheit, dass der Satz, die Preduktionskosten bestimmen den Preis, stets ein abhängiger Satz ist, abhängig nämlich von der Schätzung des Gebrauchswerts der betreffenden Ware.

Diese Lehre berührt sich unverkennbar schon mit dem Grundprincip der Grundnutzentheoretiker. Wir kommen hierauf

---

[1]) Vgl. Roscher. Grundlagen der Nationalökonomie 1886, S. 12, Anm. 6.

[2]) Principles of political economy chap 28.

[3]) Isolirte Staat, II, S. 134.

in § 7 ausführlich zurück und wollen im folgenden § zu zeigen versuchen, wie Thünen diesen Gedanken der Abhängigkeit des Wertes einer Ware von ihrem Nutzen im einzelnen noch viel eingehender und gründlicher durchgeführt hat.

§ 3.
Thünen's eigene Wertlehre.

Thünen war bei seiner Kritik der Smith'schen Wertlehre zu der Erkenntniss gelangt, dass diese Lehre in ihren Consequenzen dazu führe, den letzten Bestimmungsgrund des Werts nicht in den Produktionskosten, sondern in dem vagen Verhältniss von Nachfrage und Angebot zu suchen. Thünen's Bemühung geht nun dahin, dieses unfassbare Verhältnis näher zu untersuchen und einer genaueren Feststellung zugänglich zu machen. „Wer sich dabei beruhigt", heisst es bei Thünen[1]), „dass der Preis jedes Produktes durch das Verhältnis von Nachfrage und Angebot bestimmt wird, hat die Preisbestimmung blinden Gewalten übergeben. Wer aber tiefer eindringt, wird erkennen, dass das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nur die äussere Erscheinung einer tiefer liegenden Ursache ist". — Soweit ist die Argumentation ähnlich derjenigen der Grenznutzentheorie. Wäre Thünen von hier aus weitergegangen und hätte zwischen den Nutzen, den ein Gut gewährt und dem Verhältnis von Nachfrage und Angebot eine Beziehung herzustellen gesucht, so würde dies genau dem Gedankengang der späteren Grenznutzentheorie entsprochen haben. Aber hierzu ist Thünen, wenigstens in einer allgemeinen Formulirung, nicht gelangt. Im Gegenteil ist ihm bei dem Versuch das Verhältnis von Nachfrage und Angebot kausal zu erklären, sogar ein arges qui pro quo unterlaufen. Er sagt nämlich: [2]) „Wenn ein Markt mit Waren überfüllt wird, so ist dies nicht ein blosser Zufall, sondern ein Zeichen, dass die früher hier bezahlten Preise so hoch waren, dass eine grössere Hervorbringung dieser

[1]) Isolirte Staat, II, S. 72.
[2]) Isolirte Staat, II, S. 72.

Waren vorteilhaft wurde. Der früher zu hohe Preis, ist also Ursache des Überflusses, der nun Preise erzeugt, die zu niedrig sind". Diese Beweisführung erklärt nicht den Preis, den sie erklären will, sondern setzt ihn voraus. Denn wenn Thünen, um die Preisbildung kennen zu lernen, das Verhältnis von Nachfrage und Angebot tiefer ergründen will, darf er doch natürlich hierbei nicht vom Preise ausgehen, der erst das Ende der Untersuchung bilden soll. Für die Frage der Preisbildung ist durch jene Argumentation nichts gewonnen, denn es erheben sich gegen Thünen sofort die Fragen: Wann sind die Preise hoch? Wann gilt eine Hervorbringung als vorteilhaft? Hierfür giebt uns Thünen keinen neuen Massstab an die Hand; und wenn er, wie es fast den Anschein hat, die Frage, ob ein Preis hoch oder niedrig und eine Hervorbringung vorteilhaft oder unvorteilhaft ist, an den Hervorbringungskosten der betreffenden Ware messen will, so fällt er an dieser Stelle in die sonst bekämpfte Produktionskostentheorie zurück.

In der allgemeinen Formulirung einer Wertlehre ist also Thünen nicht glücklich gewesen; er hat die Smith'sche Lehre zwar als unzulänglich erkannt und das Problem richtig gestellt, aber nicht principiell zu lösen vermocht. Dies bezieht sich jedoch, wie gesagt, nur auf die Formulirung einer allgemeinen, für alle Güter geltenden und auch auf alle Güter angewendeten Wertlehre. Um so glücklicher ist Thünen dagegen, wo es sich um die Erklärung der Preise bestimmter Waren handelt, wie z. B. des Getreides. Hier ist er in seinem Elemente; hier wendet er sich deutlich von der Smith'schen Lehre ab und schafft sich — man möchte fast sagen: instinktiv — ein neues Wertprincip. Dieses Wertprincip ist es, das wir, obwohl Thünen es nicht allgemein, sondern nur auf einzelne Fälle angewendet hat, aus seiner speciellen Anwendung auf einzelne Güter herauszuheben und als mögliche Grundlage einer allgemeinen Wertlehre aufzuzeigen versuchen wollen, die mit der späteren Grenznutzentheorie viele Aehnlichkeit zeigt. Und wir haben oben Thünen's fehlgeschlagenen Versuch, seiner Wertlehre eine allgemeine Formulirung zu geben, nur deshalb erwähnt, um

nicht der einseitigen Parteinahme für Thünen geziehen zu werden. Auch scheint es uns nicht unmöglich, dass gerade jene unzureichenden, aber in seinen Schriften am ersten in die Augen fallenden Ausführungen Thünen's der Grund gewesen sind, dass seine Wertlehre bisher in ihren Beziehungen zur Grenznutzentheorie nicht genügend gewürdigt wurde.

Wie Thünen's Hauptwerk „Der isolirte Staat“ sich eigentlich nur zur Aufgabe stellt, die Gestaltung der Getreidepreise zu untersuchen und erst im Anschluss hieran zu allgemeinen und principiellen Untersuchungen übergeht, so ist auch das, was Thünen über die Bestimmung der Preise landwirtschaftlicher Produkte sagt, das beste Mittel, um daraus seine allgemeine Wertlehre herauszuschälen.

Bekanntlich benutzt Thünen zur Grundlage seiner ganzen Erörterungen die Annahme, dass eine Stadt, deren Einwohner ihm die Konsumenten überhaupt repräsentiren, im Mittelpunkte einer grossen für landwirtschaftliche Zwecke benutzten Ebene von durchweg gleicher Bodenbeschaffenheit liege. Die Ebene ist rings durch Wüsteneien von der übrigen Welt abgeschlossen und stellt desshalb nach Thünen's Terminologie einen „isolirten Staat“ dar. Die Art der landwirtschaftlichen Benutzung der Fläche wird nun dadurch bestimmt, dass jeder Landwirt auf seinem Boden dasjenige Produkt hervorbringt, das ihm beim Verkauf nach der Stadt den grössten Ertrag abwirft. Welches dieses Produkt ist, wird je nach der Entfernung von der Stadt verschieden sein, weil gewisse Produkte, die infolge ihres grossen Volumens sehr hohe Transportkosten erfordern, am zweckmässigsten in der Nähe der Stadt angebaut werden, während die Produktion anderer weniger voluminöser oder leichter transportirbarer Güter auch noch in weiterer Entfernung von der Stadt möglich sein wird. Es bilden sich so um die Stadt herum koncentrische Kreise, von denen jeder bestimmte Güter producirt.

Der grosse Fortschritt über Smith und Ricardo hinaus, den Thünen bei der Bestimmung der Preise in diesem isolirten Staate thut, besteht nun darin, dass er von vornherein die Grösse des Bedarfs zum Ausgangspunkte seiner Untersuchungen macht, und es erst von der Grösse des Bedarfs abhängen

lässt, ob und in welchem Umfange das betreffende Gut überhaupt producirt wird. So sagt er z. B. von dem Holzpreise „Das Quantum Holz, dessen die Stadt bedarf, bestimmt die Grösse der Fläche, die der Holzkultur gewidmet werden muss, und der Preis, zu welchem das Holz von dem entferntesten Punkte dieser Fläche nach der Stadt geliefert werden kann, ist die Norm für den Preis des Holzes in der Stadt“.[1]) Und von dem Kornpreise heisst es: „Die Stadt kann ihren Kornbedarf nur dann geliefert erhalten, wenn sie einen Preis dafür bezahlt, der hinreichend ist, dem entferntesten Producenten, dessen Korn sie noch bedarf, mindestens die Produktions- und Transportkosten des Korns zu vergüten“.[2]) Hier ist also ausgesprochen, dass die Produktion des Holzes oder Korns soweit ausgedehnt wird, als die Produktions- und Transportkosten bis zur Stadt noch niedriger sind als der Betrag, den der Städter zur Befriedigung seines Bedürfnisses an Holz oder Korn zahlen kann oder will. Und das wichtige hierbei ist die Erkenntnis, dass die Produktions- und Transportkosten des entferntesten, d. h. des mit den grössten Kosten producirenden Producenten für den Preis bestimmend sind. Denn da seine Produkte von der Stadt zur Deckung ihres Bedarfs noch gebraucht werden, so muss die Stadt ihm, wenn sie ihn zur ständigen Lieferung veranlassen will, eben einen Preis bezahlen, der seine Produktions- und Transportkosten deckt. Und die anderen Producenten, welche näher zur Stadt wohnen und geringere Unkosten haben, werden natürlich auch nicht billiger verkaufen als ihr Konkurrent. Man kann sich die Sache, wenn wir es an einem Beispiel verdeutlichen dürfen, etwa so denken, dass die Stadt die Lieferung ihres gesamten Bedarfs an Roggen in einzelnen Portionen zur Submission stellt; betrüge dieser Bedarf 100,000 Ctr. und teilten wir die Umgebung der Stadt in 5 koncentrische Kreise (Zonen) ein, von denen jeder 20,000 Ctr. Roggen zu produciren vermag, u. z. so, dass die Produktions- und Transportkosten des Centners in der ersten Zone 2 Thaler und in jeder folgenden Zone je $^1/_4$ Thaler

[1]) Isolirte Staat, I, S. 178.

[2]) a. a. O. I, S. 223.

mehr betragen, so müsste die Stadt, um ihren Bedarf voll zu decken, auch die 20,000 Ctr. Korn aus der 5. Zone kaufen und hierfür mindestens die Selbstkosten des Producenten, also 3 Thaler pro Centner, zahlen. Natürlich werden dann auch die Producenten der 1., 2., 3. und 4. Zone für ihren Roggen, obwohl er ihnen nur 2, $2^1/_4$, $2^1/_2$ und $2^3/_4$ Thaler Produktionskosten verursacht, 3 Thaler haben wollen; denn, so werden sie argumentiren „für den Käufer hat der aus der Nähe zu Markte gebrachte Roggen ebensoviel Wert als der aus der Ferne, und es kümmert ihn nicht, ob dieser oder jener mehr hervorzubringen gekostet hat".[1])

Man könnte nun einwenden, dass das von Thünen hier dargelegte Princip der Preisbestimmung deshalb keine allgemeine Anwendung zulässt, weil es sich hier um Roggen, also um ein Gut handelt, das für die menschliche Haushaltung fast unentbehrlich ist und woran der Bedarf also vor allem anderen gedeckt werden muss, weshalb wir ihn oben auch als eine bestimmte Grösse annehmen konnten. Bei anderen Gütern sei aber der Bedarf in hohem Masse einschränkbar, und hier hätten es also die Käufer in der Hand, durch Einschränkung ihres Bedarfs die Preise herabzudrücken. Der Einwand ist an sich richtig, aber er widerlegt das Thünen'sche Princip nicht, sondern komplicirt es nur. Denn mag der Bedarf volle Befriedigung verlangen oder sich einschränken, immer kann er als eine gegebene Grösse aufgefasst werden, und dann trifft das, was wir oben gesagt haben, stets auf ihn zu. Soweit die Konsumenten Deckung des Bedarfs für ein Gut erreichen wollen, müssen sie für das Gut einen Preis zahlen, der die Produktion so weit ausdehnt, dass eine diesem Bedarf entsprechende Menge producirt wird, und regelmässig wird dann der unter den ungünstigsten Bedingungen producirende Producent, dessen Produkt zur Befriedigung des Bedarfs noch gebraucht wird, nach Massgabe seiner Produktionskosten den Preis bestimmen. Man braucht hier aber nicht davor zurückzuschrecken, dass das Preisbestimmungsrecht, wenn der letzte Verkäufer den Preis bestimme, ausschliesslich beim Verkäufer sei; denn man

[1]) a. a. O. I, S. 227.

muss sich immer vor Augen halten, dass die Frage, wer denn der letzte Verkäufer sein solle, d. h. bis wohin die Produktion auszudehnen sei, ja wieder vom Umfange des Bedarfs, also von der Zahl und der Bedürfnisintensität der Käufer abhängt. Der Preis wird nur dann vom Verkäufer fast souverain diktirt werden können, wenn einer geringen Zahl von Verkäufern eine ausserordentlich grosse Zahl von Käufern gegenübersteht und diese unter allen Umständen kaufen wollen. Andererseits wird der Preis dann ausschliesslich vom letzten Käufer bestimmt werden, wenn das Gut dem Besitzer selbst keinerlei Nutzen gewährt und er dasselbe unter allen Umständen veräussern muss. Thünen veranschaulicht dies an dem Beispiel des Stadtdungs, den die Stadt auf jeden Fall los werden muss. Hier kommt es lediglich darauf an, bis zu welcher Entfernung von der Stadt die Landwirte den Dung so hoch schätzen, dass sie es für vorteilhaft halten, die Transportkosten daran zu setzen, um sich den Dung zu holen. Nehmen wir an, dass dies so lange der Fall ist, als die Transportkosten nicht mehr als 2 Thaler betragen (was bei einer Entfernung von 3 Meilen der Fall sein soll) und nehmen wir ferner an, dass die Stadt soviel Dung hat, dass er für den Bedarf aller Landwirte in der Entfernung von 3 Meilen ausreicht, so wird die Stadt, wenn sie den Dung völlig los sein will, denselben an die 3 Meilen entfernt wohnenden Landwirte umsonst abgeben müssen. Denn nur auf diese Weise bewegt sie den 3 Meilen entfernt wohnenden Landwirt noch zur Abholung des Dungs. „Wird aber dann die Stadt sich den Stadtdung von dem nahe wohnenden Landwirt bezahlen lassen können, wenn der ferne wohnende ihn umsonst erhält? Wird der Verkäufer einer Ware den Preis derselben nach dem Nutzen, den sie dem Käufer bringt, bestimmen und sie dem einen wohlfeil, dem anderen teuer verkaufen können? Dies scheint ohne willkürliche Zwangsmassregeln nicht erreichbar zu sein und so müssen wir annehmen, dass unter den gegebenen Umständen der Stadtdung überall keinen Preis erhalten, sondern umsonst zu haben sein wird.“[1]) Hier bestimmt also der letzte Käufer,

[1]) Thünen a. a. O I, S. 207.

der zum Absatz der Waren noch herangezogen werden muss, den Preis. Hat dagegen die Stadt nur so viel Dung, dass er nur für den Bedarf aller Landwirte bis zur Entfernung von 2 Meilen ausreicht (Transportkosten $1^1/_2$ Thaler), so werden die Landwirte in der Entfernung bis zu 2 Meilen für den Dung einen Preis zahlen müssen; denn wenn der Dung umsonst abgegeben würde, so lohnte sich ja auch für die in der Entfernung von 2—3 Meilen wohnenden Landwirte noch die Abholung, und die näher wohnenden Landwirte, denen infolge ihrer geringeren Transportkosten viel mehr an den Dung gelegen ist, würden leer ausgehen. Um sich also den Dung zu sichern und nicht von ihren entfernter wohnenden Konkurrenten wegholen zu lassen, müssen die näher wohnenden Landwirte für den Dung einen Preis bezahlen, der hinreichend ist, das Abholen des Dungs nach entfernteren Gegenden unvorteilhaft zu machen. Dieser Preis wird $^1/_2$ Thaler betragen, denn bei diesem Preis kommt der Dung allen weiter als 2 Meilen von der Stadt entfernten Landwirten über 2 Thaler zu stehen, und damit hat für diese der Bezug des Dungs aufgehört vorteilhaft zu sein, sodass der Dung den in der Entfernung von weniger als 2 Meilen wohnenden Landwirten gesichert ist. Jedenfalls bestimmt also in diesem wie im vorhergehenden Falle der letzte Käufer, d. h. der letzte, der noch erforderlich ist, um den vorhandenen Vorrat abzusetzen, den Preis für die betreffende Ware überhaupt.

Man kann zugeben, dass das Beispiel des Stadtdungs der Thünen'schen Lehre besonders gut auf den Leib zugeschnitten ist, weil der Dung für den Besitzer, nämlich die Stadt selbst, keinerlei Nutzen hat und unter allen Umständen abgesetzt werden muss. In der Wirklichkeit trifft dies allerdings nicht für alle Warenbesitzer zu; vielmehr kann der Warenbesitzer nach Massgabe seiner Kapitalkraft und der sonstigen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel (Lombardirung etc.) seine Waren an sich behalten, wenn ihm die augenblicklichen Preise zu niedrig erscheinen. Aber auch dann bleiben die Thünen'schen Principien anwendbar. Der Warenbesitzer, der seine Waren wegen augenblicklich zu niedriger Preise vom Markt zurückhält, tritt aus der Reihe der Verkäufer

heraus, veringert den Warenvorrat und verschiebt damit die Grenze, bis zu welcher der Warenvorrat noch zur Deckung des Bedarfs der Käufer ausreicht. Während vorher zur völligen Absetzung des Warenvorrats vielleicht bis auf die Käufer zurückgegriffen werden musste, welche die Ware nur auf 2 Thaler schätzen und damit der Preis der Waren sich auf 2 Thaler festgesetzt hätte, werden jetzt vielleicht schon all die Kauflustigen, welche die Ware auf $2^1/_4$ Thaler (oder darüber) schätzten, zur völligen Aufnahme des Vorrats genügen, und der Preis wird $2^1/_4$ Thaler sein. Wenn viele Warenbesitzer ihre Waren vom Markte zurückhalten, kann hierdurch in der That, wie die sogenannten ‚Schwänzen‘ (corners) an den Börsen beweisen, eine völlige Preisverschiebung eintreten. Hier bietet dann nur die freie Konkurrenz ein Gegengewicht, indem bei hoch getriebenen Preisen die Produktion der betreffenden Ware auch von anderen Unternehmern aufgenommen und dadurch der dem Markte zugeführte Warenvorrat wieder vergrössert wird.

Was wir mit den letzten Ausführungen besagen wollen, ist also dieses: Thünen hat, um seine Theorie möglichst klar darzustellen, vorausgesetzt, dass alle Warenbesitzer ihre Waren unter allen Umständen zu demjenigen Preise, welcher nach Massgabe der vorhandenen Käufer zu erzielen ist, verkaufen. In der Wirklichkeit ist dies nicht immer der Fall, indem die Warenbesitzer die Möglichkeit haben, mit dem Verkaufe ihrer Waren abzuwarten, wenn ihnen der augenblicklich erzielbare Preis zu niedrig erscheint. Aber das Thünen'sche Princip wird dadurch nicht unrichtig; es wird nur dahin modificirt, dass an Stelle aller Warenbesitzer nur diejenigen treten, welche gesonnen sind, ihre Waren zu dem nach Lage der Marktverhältnisse erzielbaren Preise zu verkaufen. Die anderen Warenbesitzer scheiden aus der Reihe der Verkäufer aus und üben auf die augenblickliche Preisgestaltung keinen Einfluss. Dass bei dieser Sachlage die Marktverhältnisse und die Preise sehr vom subjektiven, rein individuellen Verhalten der Verkäufer abhängen, dass aus der Preisbestimmung auf dem Markte ein starkes subjektives Moment nicht auszuschalten ist: diese Erkenntnis ergiebt sich aus der Thünen'schen Wert-

lehre mit Notwendigkeit, und hier ist zugleich der Weg, welcher von Thünen zur Grenznutzentheorie hinüberführt, worauf wir in § 7 zurückkommen werden.

Zur Vervollständigung der Darstellung der Thünen'schen Wertlehre sei dann hier auch angeführt, wie Thünen die Höhe des Arbeitslohnes und der Kapitalrente aus seinem Grundprincip ableitet. Was zunächst die Kapitalrente anbelangt, so geht Thünen — wie es auch später v. Böhm-Bawerk in seiner Kapitalzinstheorie thut[1]) — davon aus, „dass jedes in einer Unternehmung oder einem Gewerbe neu angelegte hinzukommende Kapital geringere Renten trägt als das früher angelegte“[2]), d. h. dass der durch neue Investirung von Kapital im Produktionsprocesse zu erzielende Mehrertrag immer geringer wird, je mehr Kapital in dem betreffenden Betriebe oder Betriebszweige schon angelegt ist. Da die Zinsen, welche für Leihkapital gezahlt werden, natürlich immer geringer sein müssen als der Ertrag, welcher durch die Anwendung des Kapitals im Produktionsprocesse gewonnen wird, so werden mit sinkendem Kapitalertrage auch die Kapitalszinsen abnehmen. Und da für das neu hinzukommende Kapital nur derjenige Mehrertrag massgebend ist der sich jetzt durch Anwendung dieses neuen Kapitals erzielen lässt, so wird der sich hieraus ergebende Zinssatz auch für das früher schon angelegte Kapital, obwohl dies zu seinem Teile einen höheren Mehrertrag brachte, massgebend sein. Um ein Beispiel zu gebrauchen, nehmen wir an, in einem Betriebe werde durch Investirung von 100,000 Mk. Kapital daraus ein Mehrertrag von 10,000 Mk., bei Investirung weiterer 100,000 Mk. daraus ein Mehrertrag von 9000 Mk., dann von 8000, 7000, 6000 Mk. u. s. w. erzielt; wenn der Unternehmer jetzt schon 5 mal 100,000 Mk. Leihkapital aufgenommen hat, so wird er weitere 100,000 Mk. nur dann leihweise aufnehmen, wenn der dafür zu zahlende Zins niedriger ist als der erwartete Mehrertrag von 5000 Mk., also wenn der Zins weniger als 5% beträgt. Wenn er aber für diese letzten 100,000 Mk. weniger als 5% (etwa $4\frac{1}{2}$%)

[1]) Kapital und Kapitalzins, Bd. II, S. 81 ff.

[2]) Thünen a. a. O. II, S. 96.

Zinsen zahlt und sich zu diesem Zinssatze Darleiher finden, so wird er natürlich auch für die früheren 500,000 Mk., obwohl sie höhere Erträge gewähren, nur $4^1/_2\,\%$ Zinsen zahlen, oder mit Thünen's Worten: „Die Rente, die das Kapital im Ganzen beim Ausleihen gewährt, wird bestimmt durch die Nutzung des zuletzt angelegten Kapitalteilchens“.[1])

Ganz analog ist das Verhältnis bei der Preisbestimmung des Arbeitslohns. Ebenso wie wir es eben beim Kapital erörtert, bringen in einem Betriebe auch die neu hinzukommenden Arbeiter immer weniger Mehrertrag hervor als die früher angestellten. Jeder Unternehmer oder Landwirt wird nun so lange Arbeiter anstellen, als ihm ihre Arbeit noch einen Ueberschuss über den Arbeitslohn gewährt, und somit wird der Arbeitslohn des zuletzt angestellten Arbeiters annähernd dem Mehrertrage, den er hervorbringt, gleich sein. Da aber die Arbeitsleistung dieses letzten Arbeiters an sich der Arbeitsleistung seiner früher angestellten Arbeitsgenossen gleich ist und für gleiche Leistungen nicht ungleicher Lohn bezahlt werden kann, so muss der Lohn, den der zuletzt angestellte Arbeiter erhält, die Norm für den Lohn aller Arbeiter von gleicher Geschicklichkeit und Tüchtigkeit sein. Mit anderen Worten: Der Arbeitslohn überhaupt ist gleich dem Mehrerzeugnis des letzten Arbeiters.

Gegen den Einwurf, dass aber die früher angestellten Arbeiter höherwertige Produkte erzeugten und die Unternehmer also doch im Durchschnitt höheren Lohn zahlen könnten, erwidert Thünen,[2]) hier würden moralische und gewerbliche Verpflichtungen durcheinander geworfen. „In nationalökonomischer Beziehung darf keine Arbeit unternommen werden, die nicht die Kosten deckt“ (was der Fall wäre, wenn die letzten Arbeiter mehr Lohn erhielten, als sie an Produktenwert hervorbringen) „denn sonst würde die Arbeit, die den Nationalreichtum schaffen soll, denselben im Gegenteil vermindern und aufzehren.“

---

[1]) Thünen a. a. O. II, S. 100.
[2]) Thünen a. a. O. II, S. 184.

III. Abschnitt. Die Grenznutzentheorie.

§ 4.

Die Anfänge der Grenznutzentheorie in Deutschland.

Vier Jahre nach Thünen's Tode, im Jahre 1854, erschien in Braunschweig ein Buch mit dem Titel „Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fliessenden Regeln für menschliches Handeln“, dessen Verfasser, der königl. preussische Regierungsassessor a. D. Hermann Heinrich Gossen in der Vorrede den Anspruch erhob, durch dieses Buch für die Erklärung des Zusammenseins der Menschen auf der Erdoberfläche dasselbe zu leisten, was Kopernicus für die Erklärung des Zusammenseins der Welten im Raume geleistet hatte. Dass der Verfasser Thünen gekannt hat, kann bei dem grossen Ansehen, in dem Thünen damals in Deutschland stand, kaum bezweifelt werden. Manche Stellen in dem Buche wie z. B. folgende: „Der Ackersmann bemüht sich, aus seinem Acker so viel zu ziehen, dass die zuletzt darauf verwendete Arbeit noch ihre verhältnismässige Belohnung findet“ (S 156) deuten sogar direkt auf die Bekanntschaft mit dem Thünen'schen Hauptwerke hin, und noch mehr die ausgiebige Anwendung der von Thünen eingeführten mathematischen Formeln. Gossen's Buch war in der damaligen nationalökonomischen Litteratur in vieler Beziehung ein novum. Es versuchte in weit höherem Masse als es je vorher geschehen die wirtschaftlichen Vorgänge rechnerisch zu erfassen und führte eine grosse Zahl neuer Gesichtspunkte für die Betrachtung des wirtschaftlichen Lebens ein. Das Werk, lange Zeit unbeachtet, wurde erst später wieder entdeckt; man kann von ihm sagen, dass es die Quelle der sogen. Grenznutzentheorie ist und alle wesentlichen Züge dieser Theorie — wenn auch oft in unklarer Fassung — bereits enthält.

Gossen geht in der Betrachtung des wirtschaftlichen Lebens von psychologischen Thatsachen aus, als deren wichtigste ihm die erscheint, dass die Grösse eines und desselben

Genusses, wenn derselbe uns fortdauernd neu bereitet wird, stetig abnimmt, bis zuletzt Sättigung eintritt und die Grösse des Genusses auf Null herabsinkt. Hieraus ergiebt sich, dass dasselbe Gut je nach dem Masse, in dem uns Güter derselben Art zur Verfügung stehen, zu verschiedenen Zeiten einen Genuss von sehr verschiedener Grösse bereiten kann.

„Den Zustand der Aussenwelt (d. h. der Güter), der sie befähigt uns zur Erreichung unseres Lebenszwecks behilflich zu sein, bezeichnen wir mit dem Ausdruck: „Die Aussenwelt hat für uns Wert“ und es folgt daraus, dass der Wert der Aussenwelt für uns genau in demselben Masse steigt und sinkt wie die Hilfe, die sie uns gewährt zur Erreichung unseres Lebenszwecks, dass die Grösse ihres Werte demnach genau gemessen wird durch die Grösse des Lebensgenusses, den sie uns verschafft.“ [1]) Um die Grösse des Genusses bestimmen zu können, den uns die Güter gewähren, teilt Gossen sie in mehrere Klassen ein. In die erste Klasse gehören die Genussmittel, d. h. Gegenstände, die ohne weiteres ge- oder verbrauchsfähig sind. Es folgen dann die „Gegenstände der zweiten Klasse“ (z. B. Getreide, Ofen) d. h. solche, die erst Genuss gewähren, wenn sie umgeformt, umgearbeitet oder in sonstige bestimmte Beziehung oder Verbindung mit anderen Gegenständen gebracht sind. „Gegenstände der dritten Klasse“ sind solche, welche nur zur Erzeugung von Genussmitteln und ihrer Teile behilflich sind (z. B. Maschinen), niemals aber selbst Genussmittel oder Teile von solchen werden. Diese Gossen'sche Einteilung ist, etwas umgestaltet, später auch von Carl Menger[2]) aufgestellt worden und bildet seitdem einen wesentlichen Bestandteil der Grenznutzentheorie. Nur ist die Einteilung in der Grenznutzentheorie bei Menger und v. Böhm-Bawerk insofern eine andere, als v. Böhm-Bawerk eine Unterart der Gossen'schen Gegenstände zweiter Ordnung besonders heraushebt und komplementäre Güter (im engeren Sinne) nennt. Abgesehen von der Benennung hat aber Gossen das Wesen des Werts dieser komplementären Güter schon übereinstimmend mit der Grenznutzentheorie bestimmt. Er

[1]) Gossen a. a. O., S. 24

[2]) Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Wien 1871. S. 8.

sagt,[1]) die Schätzung der einzelnen Teile (sc. eines zu einem bestimmten Genusse zusammenwirkenden Güterkomplexes) sei verschieden; „je nachdem die Umstände es dem Menschen erleichtern oder erschweren, sich den einen oder anderen der zu einander gehörenden Teile zu verschaffen, steigt oder sinkt die Schätzung der übrigen, u. z. der Art, dass die Summen des Wertes aller einzelnen Teile genau die Höhe erreicht, die der Grösse des (vom ganzen Güterkomplex abhängigen) Genusses entspricht" Und ebenso bestimmt Gossen den Wert der Produktionsmittel (seiner Gegenstände der dritten Klasse) im Einklange mit den diesbezüglichen Auffassungen der österreichischen Grenznutzentheoretiker dahin, dass die Gegenstände der dritten Klasse genau soviel wert seien als die Hilfe beträgt, die sie bei Hervorbringung von Genussmitteln leisten.[2]) Das wesentliche hieran ist, dass Gossen stets von den Genussmitteln als den primären Wertträgern ausgeht und den Produktivmitteln nur einen von diesen primären Gütern abgeleiteten Wert zuschreibt.

Ein weiteres Moment für die Wertbestimmung der Güter liegt in dem von allen späteren Vertretern der Grenznutzentheorie aufgenommenen Satze Gossen's, dass der Wert zukünftiger Genüsse geringer ist als der Wert gegenwärtiger Genüsse. „Der Wert einer in der Zukunft erwarteten Wiederholung eines Genusses vermindert sich in dem Masse, wie die Wahrscheinlichkeit ihn aus irgend einem Grunde nicht bereiten zu können, zunimmt."

Aus dem Satze von der abnehmenden Grösse des Genusses bezw. Wertes mit wachsender Menge der Güter (und umgekehrt) folgt, „dass die einzelnen Atome" (so nennt Gossen die einzelnen Stücke oder Teile eines Genussmittels, um sie möglichst klein und den Uebergang in der Grösse des ganzen Vorrats durch den Zutritt neuer Atome als kontinuirlich wachsend vorzustellen) „eines und desselben Genussmittels einen höchst verschiedenen Wert haben, und dass überhaupt für jeden Menschen nur eine bestimmte Anzahl dieser Atome, d. h. eine bestimmte Masse, Wert hat, eine

[1]) Gossen a. a. O., S. 26.
[2]) Gossen a. a. O., S. 27.

Vermehrung dieser Masse über dieses Mass hinaus aber für diesen Menschen vollkommen wertlos ist, dass aber dieser Punkt der Wertlosigkeit erst erreicht wird, nachdem der Wert nach und nach die verschiedensten Stufen der Grösse durchgegangen ist. Betrachten wir daher ein solches Genussmittel von dem Gesichtspunkte, dass die Atomenmenge desselben nach und nach in der Hand eines Menschen fortwährend vermehrt würde, so folgt daraus, dass mit Vermehrung der Menge der Wert jedes neu hinzukommenden Atoms fortwährend eine Abnahme erleiden müsse bis dahin, dass derselbe auf Null herabgesunken ist." [1]) Diese Betrachtung kann man als den Angelpunkt der ganzen Grenznutzentheorie ansehen. Gossen sucht sie zu verteidigen, indem er gegen den „absoluten Wert" polemisirt, worunter er bald einen Wert im Sinne des von Rau sogenannten abstrakten Gebrauchswerts eines Gegenstandes, bald einen Wert im Sinne von Ricardo's Arbeitswert zu verstehen scheint. „Nichts hat wohl zu unseligeren Massregeln Veranlassung gegeben, als die Fiktion eines absoluten Werts. Veranlassung zu derselben gegeben hat unstreitig der Umstand, dass ohne eine solche Annahme der Wert etwas so ungeheuer Schwankendes wird, dass es schwer zu halten scheint, ihn zu irgend einem praktischen Gebrauche fassen zu können. Die Nationalökonomen befanden sich hier zum Wert in einer noch viel schlimmeren Lage wie die Mathematiker vor Erfindung der Integral- und Differential-Rechnung zu so vielen Naturkräften. Während bei weitem den meisten Nationalökonomen das Rechnen an und für sich schon unüberwindliche Schwierigkeiten verursacht, sollten sie hier nun gar mit einer Grösse (sc. der Grösse des Genusses) rechnen, die sich ihnen fortwährend unter den Händen verändert, die ihnen darum nur zu oft, wenn sie sie gerade recht gefasst zu haben glaubten, ganz entschlüpfte und sich in Nichts auflöste. Diese Schlüpfrigkeit glaubte man dem Werte nehmen zu können, wenn man einen absoluten Wert statuirte. Und wenn ein solcher existirte, würden durch denselben unleugbar die Rechnungen einfacher werden. Schade darum, dass er nicht existirt und alle Rech-

[1]) Gossen a. a. O., S. 31.

nungen der Nationalökonomen ohne Ausnahme dadurch falsch geworden sind.“ [1])

Gossen geht auf Grund der bisherigen Betrachtungen zu einer Untersuchung des Tausches u. z. des isolirten Tausches, den 2 vom übrigen Marktverkehr völlig getrennt lebende Personen vornehmen, über. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der zu tauschende bezw. getauschte Gegenstand dem Tauschenden mehr Genuss verspreche als sein eigener, und dass der Tauschakt selbst für jeden der Tauschenden eine Quelle der Genuss- und Wert-Vermehrung sei. „Je näher hierdurch die durch den Tausch vermittelte Wertvermehrung liegt, je mehr ist es zu verwundern, dass dieselbe bis jetzt den Nationalökonomen gänzlich entgangen ist. — Ursache des Nichterkennens der Wirkungen des Tausches ist nun offenbar die Fiktion eines absoluten Wertes, als dessen Massstab man sich die physischen Eigenschaften dachte. Bei dieser Ansicht über Wert konnte dann sehr natürlich der Tausch keinen Einfluss auf den Wert ausüben, da ja die physischen Eigenschaften durch denselben keine Veränderung zu erleiden brauchen. Das Irrige dieser Ansicht bedarf aber hier hoffentlich keiner weiteren Ausführung.“ [2]) — Welches ist nun aber die Brücke, welche vom isolirten Tausch zum Tausch auf dem Markte, d. h. insbesondere zum Tausch in unserer modernen Wirtschaftsweise hinüberleitet? Die Frage liegt nahe. Denn beim isolirten Tausch mag die Erklärung, dass jeder der beiden Contrahenten deshalb tausche, weil ihm der dem anderen gehörige Gegenstand mehr Genuss verspreche als sein eigener Gegenstand, genügen. Aber wie soll es möglich sein dieses Princip auf den Austausch zweier Gegenstände auf offenem Markte anzuwenden, wo hunderte und tausende von Tauschlustigen auf beiden Seiten sich gegenüberstehen und die individuellen Genussschätzungen kreuz und quer durcheinandergehen? Wie soll aus diesem Chaos so etwas wie ein objektiver, für alle gültiger Wert eines Gegenstandes hervorgehen? Hier hilft sich Gossen durch einen Seitensprung, nämlich durch die Berufung auf Sitte und Gewohnheit.

[1]) Gossen a. a. O., S. 46.
[2]) Gossen a. a. O., S. 87.

Durch die Sitte stelle sich innerhalb jeder Bevölkerungsklasse (jedes Standes) eine Skala fest, welcher Gegenstand mehr Genuss biete als ein anderer; die Sitte gebe jedem einen Massstab an die Hand, in welcher Reihenfolge er sein Einkommen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse verwenden solle, und dieser durch die Sitte gegebenen Anweisung und Wertschätzung folge Jedermann. „Aus dieser Art und Weise, wie sich die Sitte bildet, folgt für das Messen der Genüsse, dass, wenn wir jetzt beobachten, wie die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft ihr Einkommen zur Genussbereitung verwenden, wir als Resultat dieser Beobachtung nicht das subjektive Urteil der einzelnen Menschen erhalten, bei welchen die Beobachtung vorgenommen wurde, sondern das mit mehr oder minderer Schärfe gezogene Urteil aus den Erfahrungen aller Standesgenossen dieser Menschen seit deren Dasein in der menschlichen Gesellschaft Darum haben wir dann nur nötig, um das Messen der Genüsse zustande zu bringen, zu konstatiren, wie in den einzelnen Ständen im Durchschnitt die Verwendung des Einkommens erfolgt, um hierdurch dem Einzelnen das Erkennen der wirklich vorhandenen Sitte zu erleichtern." [1])

Man muss diesen Weg Gossen's, mit Hilfe der Sitte die bloss subjektive Schätzung des Genusses, den ein Gegenstand gewährt, zu einer objektiv gültigen Schätzung zu machen, als durchaus unbefriedigend bezeichnen. Denn erstens ist die Feststellung dessen, was inbezug auf die Genussschätzung Sitte ist, in einigermassen exakter Weise unmöglich; zweitens ist es unrichtig, dass die Tauschlustigen auf dem Markte bei ihren subjektiven Genussschätzungen gänzlich unter dem Druck der Sitte ständen und von induvidueller Willkür in der Schätzung frei wären; drittens ist der Begriff eines Standes, auf den Gossen selbst die Geltung einer Sitte jeweils beschränken will, in unserer heutigen Gesellschaft ein unwirkliches und ganz unfassbares Gebilde. Hier hat die spätere Grenznutzentheorie, indem sie die Objektivation der subjektiven Schätzung garnicht versucht und die Bildung des Preises lediglich auf Grund der subjektiven Schätzungen

[1]) Gossen a. a. O., S. 127.

durch die Darstellung einer — man könnte sagen — Dynamik des Marktverkehrs erklären will, einen erheblichen Vorzug vor Gossen voraus.

Merkwürdig ist der Versuch, den Gossen macht, um seine Theorie mit der damals herrschenden Ricardo'schen Arbeitswerttheorie zu verbinden. Er sagt: „Unsere Einwirkung auf die Natur besteht lediglich darin, dass wir durch Bewegung die verschiedenen in der Natur vorhandenen Stoffe in eine solche Verbindung zu einander bringen, dass sie nun vermöge der ihnen innewohnenden Naturkräfte bestimmte Wirkungen hervorbringen."[1] „Das Vornehmen von Bewegung in der Absicht, etwas neues Genussbringendes, d. h. Wertvolles zu schaffen, nennen wir nun bekanntlich arbeiten, und es folgt dann hieraus, dass wir durch Arbeit die Summe unseres Lebensgenusses so lange zu erhöhen imstande sind, als der Genuss des durch Arbeit Geschaffenen höher zu schätzen ist als die durch die Arbeit verursachte Beschwerde."[2] Gossen meint, dass hiernach solange Arbeit auf einen Gegenstand zu verwenden sei, bis die Beschwerde, welche die Arbeit verursacht, dem Werte (d. h. dem Genusse) des durch die Arbeit hervorgebrachten Gegenstandes gleich sei. Dieser Versuch Gossen's, Arbeitsaufwand und Wert (Grösse des Genusses) eines Gegenstandes auf dem Wege psychologischer Vergleichung der Lust und Unlust miteinander in stete Harmonie zu bringen, scheitert jedoch unseres Erachtens daran, dass sich Lust und Unlust inbezug auf ihre Grösse (Intensität) nicht miteinander vergleichen lassen. Wann kann man von einem Schmerzgefühl sagen, es habe soviel negative Lust-Intensität wie ein bestimmtes Freudegefühl positive Lust-Intensität habe? Gossen scheint die Vorstellung zu haben, dass Lust und Unlust sich auf einer Skala vom Nullpunkt aus nach links und rechts (negative und positive Richtung) abtragen und so miteinander vergleichen lassen, dass man genau sagen könne, diese bestimmte Lust und diese bestimmte Unlust höben sich gegenseitig auf, weil die eine auf der Skala z. B. dem Werte +8, die andere dem Werte —8 entspreche. Die Wirklich-

[1]) Gossen a. a. O., S. 35.
[2]) Gossen a. a. O., S. 38.

keit zeigt uns aber von der Möglichkeit solcher Vergleichbarkeit der Grösse einer Lust und einer Unlust nichts. Lust und Unlust erscheinen uns nicht als die positive und negative Seite eines bestimmten Gefühls, sondern als 2 Qualitativ durchaus verschiedene und deshalb mit einander nicht vergleichbare Gefühle.

Wie hier Gossen die rechnerische Erfassung und Vergleichung von Erscheinungen anstrebt, die sich nicht vergleichen lassen, so macht er sich im allgemeinen die Anwendung der Mathematik auf psychische Erscheinungen zu leicht. Er giebt zwar zu, dass ein Messen der Grösse des Genusses eines Gegenstandes in einem bestimmten Zeitmomente bisher unmöglich sei; aber es sei auch ein wirkliches Messen der Grösse der Genüsse nicht nötig, um die Lehrsätze zu entwickeln, welche zu dem Geniessen in Beziehung stehen. „Wie die Lehrsätze der Geometrie uns hinterher die Möglichkeit an die Hand geben, auch da Messungen des Raumes vorzunehmen, wo ein direktes Messen uns ewig unmöglich sein würde — ich erinnere an die Messungen der Astronomen — so werden uns auch hier (so bei der Messung der Grösse eines Genusses) die gefundenen (sc. oben angeführten allgemeinen) Sätze später in den Stand setzen, Messungen beim Geniessen vorzunehmen, die direkt zu vollführen noch kein Mittel gefunden ist."[1]) Diese Analogie mit der Astronomie ist unseres Erachtens durchaus unzulässig. In der Astronomie giebt es eine objektive, vom subjektiven Befinden des Menschen losgelöste Masseinheit, und solche Masseinheit bildet die unumgängliche Voraussetzung für alles Messen und Rechnen. Für die Messung psychischer Erscheinungen haben wir aber einen solchen Massstab nicht, und deshalb kann von einem Messen eines Genusses und seinem zahlenmässigen Vergleichen mit einem anderen Genusse keine Rede sein.

---

[1]) Gossen a. a. O., S. 9.

§ 5.
Die Fortbildung der Grenznutzentheorie in England.

Einen ähnlichen Weg wie Gossen schlug, ohne Gossen zu kennen, 17 Jahre später der Professor der Logik und Nationalökonomie in Manchester, W. Stanley Jevons, ein. Vorher, im Jahre 1855, hatte schon ein von Jevons gekannter englischer Nationalökonom Richard Jennings in seinem Buche: „The Natural Elements of Political Economy“ die Nationalökonomie in engere Beziehung zur Physiologie und Psychologie setzen wollen und hatte dabei das Grundprincip der Grenznutzentheorie, den abnehmenden Nutzen der Güter mit steigender Quantität, dargestellt, aber es unterlassen, alle Consequenzen dieses Princips zu ziehen. Dies hat erst Jevons versucht. In seinem Buche „The Theory of Political Economy“ (London 1871) wendet er sich gegen die bisherige Forschungsweise in der Nationalökonomie und will seinerseits die Oekonomie als eine Disciplin, die Lust und Unlust gegeneinander abzuwägen hat, konstituiren, um ihr auf diese Weise einen wissenschaftlichen, d. h. mathematischen Charakter zu geben. Jevons geht davon aus, dass Lust, Unlust, Arbeit, Nützlichkeit, Wert, Vermögen, Geld, Kapital etc. sämtlich Begriffe sind, welche eine Quantitätsbestimmung zulassen. Unser ganzes wirtschaftliches Handeln beruhe darauf, dass wir Quantitäten von Vorteil und Nachteil (quantities of advantage and disadvantage) mit einander vergleichen. Nun sei es zwar nicht möglich, unsere Gefühle direkt zu messen, da eine Einheit (ein einheitlicher Massstab) von Lust (pleasure) und Unlust (pain) nicht herzustellen sei. Aber eine solche Masseinheit sei auch nicht erforderlich. „Wir verwenden Masseinheiten ja auch bei anderen Dingen nur, um die Vergleichung von Quantitäten zu erleichtern. Wenn wir nun aber die Quantitäten direkt vergleichen können, so haben wir die Einheiten nicht nötig. Der Geist des Individuums nun ist die Wage, welche selbständig vergleicht und als höchster Richter für das Messen unserer Gefühle (final judge of quantities of feelings) fungirt.“[1])

[1]) Jevons a. a. O., S. 19.

Freilich sei auf diese Weise immer nur eine Vergleichung zweier Gefühle (Schätzungen) desselben Individuums möglich; eine Vergleichung der Grösse eines Gefühls des A mit der Grösse eines Gefühls des B sei unmöglich, aber auch unnötig. Die Volkswirtschaft sei ja nur ein Aggregat von wirtschaftenden Individuen, und es sei durchaus möglich vom Individuum und seinen Nutzenschätzungen aus die gesamte Volkswirtschaft zu erfassen und zu erklären. Uns interessiren von den Ausführungen, die Jevons auf der eben erörterten Grundlage giebt und die sich bis auf die Erscheinungen der Rente, des Kapitals und seiner Verzinsung erstrecken, nur diejenigen, welche den Wert betreffen. Jevons acceptirt die Lehre des englischen Moralphilosophen Bentham, welcher als Elemente der Schätzung eines Lust- oder Unlust-Gefühls aufgestellt hatte:

1) seine Intensität,
2) seine Dauer,
3) seine Gewissheit oder Ungewissheit,
4) seine grössere oder geringere zeitliche Entfernung.

Bei dem Bemühen, mit Hilfe dieser Elemente das Lustgefühl und das Unlustgefühl mit einander zu vergleichen, macht Jevons denselben Fehler, den wir schon bei Gossen gefunden haben: er geht ohne jede Begründung dazu über, Lust und Unlust als die positive und negative Seite einer Skala anzusehen: „Der Leser wird leicht zugeben, dass Unlust das Gegenteil von Lust ist; sodass Abnahme der Unlust gleich ist der Zunahme von Lust, Zunahme von Unlust gleich ist der Abnahme von Lust. So können wir Lust und Unlust ebenso behandeln wie positive und negative Grössen in der Algebra. Die algebraische Summe einer Reihe von Unlust- und Lust-Gefühlen wird erhalten, indem wir die Lustgefühle addiren und ebenso die Unlustgefühle, und dann durch Subtrahiren der kleineren Summe von der grösseren das Resultat erhalten.“ (S. 38).

Wir übergehen die weiteren Ausführungen über die Vergleichung von Lust- und Unlust-Gefühlen und wenden uns den Folgerungen zu, die Jevons daraus für die politische Oekonomie zieht. Er definirt als Nutzen eines Guts seine Fähigkeit Lust hervorzurufen oder Unlust zu verhindern.

Der Nutzen eines Guts ist also nicht eine innere Eigenschaft desselben, sonden besteht vielmehr nur in seiner Beziehung zu menschlichen Lustgefühlen; dasselbe Gut (z. B. Wasser) kann grossen, geringen oder gar keinen Nutzen besitzen, je nachdem es nur in ganz geringen, in mässigen oder in grossen Mengen vorhanden ist. Ein Pfund Brot, das Jemand pro Tag erhält, rettet ihn vom Hungertode und hat deshalb für ihn den denkbar höchsten Nutzen; auch ein zweites Pfund Brot hat noch gewissen Nutzen, indem es, obwohl nicht unentbehrlich, bessere Sättigung gewährt; ein drittes Brot würde aber vielleicht schon überflüssig sein und keinen Nutzen mehr gewähren. Dieselben Gegenstände wechseln also in ihrer Nützlichkeit, je nachdem wir mehr oder weniger von ihnen besitzen. Denken wir ein Gut in viele kleine Teile geteilt, so wird jeder folgende Teil für uns geringeren Nutzen haben als der vorhergehende. „Wir werden nun selten nötig haben, den Grad des Nutzens anders zu betrachten als inbezug auf den jeweilig letzten Zuwachsteil, und ich werde deshalb dafür gemeinhin den Ausdruck Grenznutzen (final degree of utility) gebrauchen, indem ich darunter den Nutzen des letzten Zuwachsteilchens verstehe."[1]) Der Grenznutzen ist nun diejenige Funktion, auf welche Jevons die ganze Nationalökonomie aufbauen will. Der Wechsel des Grenznutzens ist nach ihm der allerwichtigste Punkt in allen nationalökonomischen Fragen.

Um von dem Grenznutzen eines Guts zunächst zu den Hauptproblem der Nationalökonomie, der Bildung des Tauschwerts, zu gelangen, beginnt Jevons mit einer Reihe von Einschränkungen gegenüber der Wirklichkeit, um die Tauschvorgänge in ihrer Reinheit und unbeeinflusst von nebensächlichen Momenten darzustellen. Er betrachtet jeden Tauschlustigen als ein Individuum, dass sich beim Tausch lediglich von seinem Vorteil leiten lässt; er nimmt völlig freie Konkurrenz an und einen Markt, wo allen Tauschlustigen alle für den Tausch in Betracht kommenden Gütervorräte bekannt sind, wo diese Gütervorräte nicht eine durch Produktion und Konsumtion ständig vermehrte oder verminderte,

---

[1]) Jevons a. a. O., S. 61.

sondern eine für die Dauer des Marktes konstante Grösse haben, und wo jedes einzelne Tauschgeschäft allen anderen Tauschlustigen sofort bekannt wird. Unter diesen theoretischen Voraussetzungen stellt Jevons die Regel auf (wir unterlassen im folgenden die Wiedergabe der von Jevons zur Erläuterung aufgestellten mathematischen Formeln, weil seine Gedanken auch ohne dies verständlich sind), dass auf demselben Markte im gleichen Zeitmoment nicht zwei verschiedene Preise für die gleiche Ware bestehen können; denn es wäre widersinnig, wenn ein Verkäufer oder Käufer das eine Teilquantum derselben Ware höher bewerten würde als das andere. Wo so etwas dennoch vorkommt, ist es die Folge aussergewöhnlicher Umstände, z. B. mangelnden Kredits des Käufers oder mangelhafter Kenntnis der Marktverhältnisse — Umstände, die den oben gemachten Voraussetzungen widersprechen. Indem Jevons nun der Vereinfachung halber annimmt, dass alle Käufe (oder Tausche) derselben Ware, die auf dem Markte nacheinander abgeschlossen werden, gleichzeitig stattfinden, ergiebt sich, dass der Kauf des letzten („letzten" nicht der Zeit, sondern der Zahl nach) noch gekauften Teiles derselben Ware zum selben Preise stattfinden muss, zu der jeder vorhergehende Teil verkauft wurde, oder mit anderen Worten: Der letzte Zuwachsteil, der bei einem Tauschakt zum Austausch gelangt, wird zum selben Preise ausgetauscht, wie die ganze ausgetauschte Quantität derselben Ware. Hieraus folgert Jevons — etwas unvermittelt — dann weiter: „Zwei Güter tauschen sich im umgekehrten Verhältnis zu dem Grenznutzen aus, den nach bewirktem Tausch die noch übrig bleibenden Mengen beider Güter besitzen."[1])

Die ganze Lehre vom Tausche beruht also bei Jevons auf der Voraussetzung, dass die Tauschenden bereits in sich darüber klar sind, welchen Grenznutzen ihre eigenen Güter im Verhältnis zu den einzutauschenden Gütern für sie haben. Ein Tausch kann nur zustande kommen, wenn 2 Tauschlustige auf einander stossen, von denen jeder das Gut des anderen höher schätzt als sein eigenes. Wie aber, wenn Jemand bei einem isolirten Tausch das Gut des anderen

---

[1]) Jevons a. a. O., S. 95.

noch höher schätzt als dieser selbst, wenn z. B. ein Tauschlustiger den Grenznutzen eines Pferdes auf 1100 Mk. schätzt, während der andere im Innern bereit ist, das Pferd für 900 Mark loszuschlagen? Welches wird hier der Kaufpreis sein? Jevons antwortet (S. 124): „Ich sehe keine Möglichkeit, die Frage zu lösen. Jeder Preis zwischen 900 und 1100 Mark lässt auf beiden Seiten einen Nutzen, und beide Teile erleiden einen Verlust, wenn sie nicht zum Tausch kommen. Ich glaube, dass hier die Entscheidung auf anderen als ökonomischen Gründen beruht Die Art und Stärke des Charakters beider Parteien, ihre Ausdauer, ihre Geschäftserfahrung oder vielleicht auch ihr Gerechtigkeits- oder Billigkeitsgefühl werden die Entscheidung beeinflussen."

Jevons betrachtet nun einige Details des Tausches, so insbesondere den Umstand, dass manche Objekte für denselben Gebrauch in gleicher oder fast gleicher Weise tauglich sind und sich dadurch in ihrem Austauschverhältnis gegenseitig beeinflussen. Solange z. B. Roggen billig bleibt, kann Weizen nicht übermässig steigen, weil sonst die Konsumenten sich mehr und mehr dem Roggen zuwenden würden und die verminderte Nachfrage für Weizen dessen Grenznutzen und damit auch den Preis herabdrücken müsste.

Jevons glaubt, dass der Begriff des Grenznutzens die beiden Faktoren der Wertbildnng, welche Ricardo aufgestellt hatte, Nützlichkeit und Seltenheit, in sich vereine und so den Dualismus der bisherigen Werttheorieen überwinde.[1]) Dass der Grenznutzen stets Nützlichkeit voraussetzt, folgt aus seinem Begriff; dass er aber auch die Seltenheit einschliesst, folgt daraus, dass die grössere oder geringere Seltenheit es ist, welche die Höhe des Grenznutzens steigert oder vermindert. Wenn in einer belagerten Stadt das Brot knapp wird, so steigt sein Grenznutzen, um mit grösser werdenden Zufuhren wieder zu sinken.

Für ganz unrichtig hält es Jevons, die menschliche Arbeit als Quelle des Wertes anzusehen oder zu behaupten, dass der Wert eines Gegenstandes der auf ihn verwendeten

---

[1]) Vgl. hierzu v. Wieser. Artikel „Grenzuntzen" im Hdwörterb. der Staatswissensch., 2. Aufl., IV, S. 776.

Arbeit proportional sei. Diese Theorie sei mit den Thatsachen ganz unvereinbar. Durchaus mit Recht bemerkt er: „Die Thatsache allein, dass es Dinge giebt, wie z. B. seltene Bücher, Münzen, Antiquitäten, welche einen hohen Wert haben, und doch jetzt nicht Gegenstand der Produktion sein können, widerlegt die Auffassung, dass der Wert von der Arbeit abhängt. Zudem tauschen sich aber sogar diejenigen Dinge, welche in beliebigen Mengen durch Arbeit hervorgebracht werden können, selten zu den der Arbeit entsprechenden Werten aus" (S. 158). Jevons ist der erste, welcher mit der Arbeitswerttheorie entschieden bricht und diese Theorie auf den Kopf stellt: nicht die Arbeit ist es, welche den Wert erzeugt; sondern die Thatsache, dass eine Sache Wert hat, ist erst die Ursache, dass überhaupt Arbeit auf die Produktion dieser Dinge verwendet wird. „Die Arbeit, welche einst auf die Herstellung eines Dinges verwendet wurde, hat keinen Einfluss auf den zukünftigen Wert des Dinges: sie ist verloren und für immer dahin. — Die Wirtschaft ist ihrem Wesen nach vorwärtsblickend, nicht rückwärtsblickend" (S. 159). Aber wenn hiernach der Arbeit kein direkter Einfluss auf die Wertbildung zugeschrieben werden darf, so kann man doch indirekt eine Verbindung zwischen ihr und dem Werte mancher Güter herstellen und zwar in folgender Weise: „Der Wert hängt allein vom Grenznutzen ab. Wie können wir nun diesen Grenznutzen verändern? Dadurch, dass wir ein grösseres oder geringeres Quantum des betr. Guts zur Verfügung haben. Und wie erhalten wir ein grösseres oder geringeres Quantum davon? Indem wir mehr oder weniger Arbeit darauf verwenden, den Vorrat zu vermehren. Demgemäss giebt es 2 Stufen, die von der Arbeit zum Werte führen: die Arbeit beeinflusst die Grösse des Vorrats, die Grösse des Vorrats wirkt auf die Grösse des Grenznutzens und dieser wieder auf den Wert" (S. 160). Der Wert der Arbeit wird also erst durch den Wert des Arbeitsproduktes bestimmt, und nicht der Wert des Produktes durch die darauf verwendete Arbeit. — Dieser Gedankengang ist das Leitmotiv, das sich seitdem durch all' die Diskussionen zwischen den Grenznutzentheoretikern einer-

seits und den Vertretern der Produktionskosten- und Arbeitswerttheorie andererseits hindurchzieht. Es ist dasjenige Argument, welches der Grenznutzentheorie gegenüber den früheren Werttheorieen zur Herrschaft verholfen hat und das bis heute unwiderlegt geblieben ist.

§ 6.
Die Ausbildung der Grenznutzentheorie in Oesterreich.

Im selben Jahre, in dem Jevons' eben erörtertes Werk erschien, im Jahre 1871, kam auch in Oesterreich das erste Werk, das die Principien der Grenznutzentheorie enthält heraus, nämlich Karl Menger's Schrift: „Grundsätze der Volkswirtschaftslehre." Dieses Buch, das sich durch seine Klarheit und eine Menge scharfsinniger und origineller Gedanken auszeichnet, ist als der eigentliche Ausgangspunkt der heutigen Grenznutzentheorie anzusehen. Die Theorie ist seitdem fast ausschliesslich von österreichischen Gelehrten weitergebildet worden, ohne dass sie jedoch in den ihr von Menger gegebenen Grundlagen irgendwelche wesentlichen Abweichungen erfahren hätte. Menger's Gedankengang ist in Kürze der, dass der Mensch mit seinen Bedürfnissen und seiner Gewalt über die Mittel zur Befriedigung derselben der Ausgangspunkt und Zielpunkt aller menschlichen Wirtschaft ist. (S. 61). Der Mensch empfindet zunächst Bedürfnis nach Gütern erster Ordnung (unmittelbaren Gebrauchsgütern) und macht diejenigen, deren ihm verfügbare Menge geringer ist als sein Bedarf, zu Gegenständen seiner wirtschaftlichen Thätigkeit, zu wirtschaftlichen Gütern, während er die übrigen (die freien Güter) in den Kreis seiner ökonomischen Thätigkeit einzubeziehen keine praktische Veranlassung findet. Von den wirtschaftlichen Gütern erster Ordnung sagen wir infolge ihrer Bedeutung für unsere Bedürfnisbefriedigung, dass sie Wert haben, u. z. liegt das Mass ihres Wertes in dem Masse der Bedeutung, welche die von den betr. Gütern abhängigen Bedürfnisbefriedigungen für uns haben. (S. 107). Von den Gütern erster Ordnung leiten die

Güter entfernterer Ordnung, die Produktionsmittel, ihren Wert ab. — Neben dem Werke Menger's sind zu erwähnen die vorstehend schon mehrfach citirten Schriften: „Ueber den Ursprung und die Hauptgesetze des wirtschaftlichen Werts“ (1884) und „Der natürliche Wert“ (1889) von F. v Wieser und das Werk: „Kapital und Kapitalzins“ von E. v. Böhm-Bawerk (2 Bde. Insbruck 1889/93). Wir geben eine kurze Darstellung der Theorie nach diesem letzteren Werke, weil es die letzte und ohne Zweifel erschöpfendste Darstellung dieser Lehre enthält.

Nach v. Böhm-Bawerk (II, S. 135) ist zu unterscheiden „Wert im subjektiven Sinne“ und „Wert im objektiven Sinne“. Wert im subjektiven Sinne ist die Bedeutung, die ein Gut oder Güterkomplex für die Wohlfahrtszwecke eines Subjekts besitzt. Wert im objektiven Sinne heisst dagegen die Kraft oder Tüchtigkeit eines Guts zur Herbeiführung irgend eines objektiven Erfolges. Eine besonders wichtige Unterart des objektiven Werts ist der objektive Tauschwert der Güter, d. h. „die objektive Geltung der Güter im Tausch“ oder „die Möglichkeit für sie im Austausch eine Quantität anderer wirtschaftlicher Güter zu erlangen, diese Möglichkeit als eine Kraft oder Eigenschaft der ersteren Güter gedacht.“ (Unterschied zwischen Tauschwert und Preis: „Der Tauschwert ist die Fähigkeit eines Gutes, im Austausch ein Quantum anderer Güter zu erlangen, der Preis ist dieses Güterquantum selbst.“) — Allen Gütern ohne Ausnahme ist eine gewisse Beziehung zur menschlichen Wohlfahrt eigen. Es giebt indess 2 wesentlich verschiedene Stufen dieser Beziehung. Die niedrigere liegt dann vor, wenn ein Gut überhaupt die Fähigkeit hat, der menschlichen Wohlfahrt zu dienen; die höhere, wenn ein Gut nicht bloss taugliche Ursache, sondern zugleich auch unentbehrliche Bedingung eines Wohlfahrtserfolges ist, sodass mit dem Besitz oder Verlust des Gutes irgend ein Lebensgenuss steht oder fällt. Die niedrigere Stufe heisst Nützlichkeit, die höhere „Wert“ (im subjektiven Sinne) und hieraus erklärt sich die oben gegebene Definition des subjektiven Werts.

Alle Güter haben Nützlichkeit, aber nicht alle Güter haben Wert; damit Wert entstehe, muss sich zur Nützlichkeit

noch (relative) Seltenheit gesellen, oder: alle wirtschaftlichen (d. h. eben relativ seltenen) Güter haben Wert, alle freien (d. h. in einer den Bedarf übersteigenden Menge vorhandenen und verfügbaren) Güter sind wertlos. — Was die Grösse des Werts anbelangt, so ist das Mass des von einem Gute abhängigen Nutzens überall das Mass für den Güterwert. Wenn von einem Gute mehrere Nutzen abhängen, richtet sich der Wert nach dem Masse des mindest wichtigen, von dem verfügbaren Gesamtvorrat an Gütern solcher Art noch bedeckten Bedürfnisses. Bezeichnet man diesen Nutzen zur Deckung des mindest wichtigen Bedürfnisses (nach dem Vorgange v. Wieser's) als Grenznutzen, so erhält man die Definition: „Der Wert eines Gutes bestimmt sich nach der Grösse seines Grenznutzens." (Wert hier natürlich stets als „Wert im subjektiven Sinne" zu verstehen).

Im einzelnen kann es nun seine Schwierigkeit haben, den Grenznutzen eines Gutes richtig zu bestimmen, wobei insbesondere folgende 6 Fälle zu erwähnen sind:

1) Die Schätzung des Nutzens eines Gutes wird komplicirt durch die Existenz eines ausgebildeten Tauschverkehrs Indem sie es nämlich ermöglicht, Güter einer Gattung in jedem Augenblick in Güter anderer Art umzusetzen, macht sie es auch möglich, den Ausfall, der in einer Gütergattung eintritt, auf eine andere abzuwälzen. Statt den Ausfall eines Exemplars (z. B. eines Wagenpferdes) dadurch zu ersetzen, dass man ein anderes Exemplar derselben Gattung aus einer minder wichtigen Verwendungsart (z. B. als Reitpferd) abruft und die letzt-re ungedeckt lässt, kann man Güter ganz anderer Gattungen aus ihrer bisherigen Bestimmung abrufen und im Wege des Austausches durch sie das benötigte Ersatzexemplar beschaffen (also z. B. Geld, das eigentlich zum Ankauf von Wein bestimmt war, nun nicht für Wein sondern für ein Reitpferd verausgaben.) Was man also hier durch den Verlust eines Gutes der einen Art verliert, ist der Nutzen, den die vertretenden Güter anderer Art (Geld bezw. Wein im obigen Beispiel) gestiftet hätten. „Es bemisst sich hier also der Grenznutzen und Wert eines Gutes einer

Art nach dem Grenznutzen der zur Vertretung herangezogenen Güterquantität einer fremden Art.[1])

2) Wenn ein Gut mehrere Verwendungsweisen zulässt (z. B. Holz als Bauholz oder Brennholz), so ist der den Wert bestimmende Grenznutzen gemäss dem Princip der Wirtschaftlichkeit der Grenznutzen der höchsten Verwendungsart.

3) Bei „komplementären Gütern“ (Gossen, Menger) d. h. solchen, die ihrer Bestimmung nach zusammengehören (z. B. 2 Handschuhe, die Bestandteile einer Maschine, ferner auch mehrere zur Erreichung eines bestimmten Zweckes notwendig zusammengehörende technische Hilfsmittel) ist der Grenznutzen, den ein zur komplementären Gruppe gehöriges Gut gewährt, abhängig nicht von diesem Gute, allein für sich betrachtet, sondern von seiner Wichtigkeit für die ganze Produktivmittelgruppe (das sind die zur Erreichung eines bestimmten Zwecks notwendig zusammengehörigen technischen Hilfsmittel), insbesondere von der grösseren oder geringeren Möglichkeit, dieses Gut oder die anderen zur Produktivmittelgruppe gehörigen durch neue zu ersetzen.

4) Der Grenznutzen gegenwärtiger Güter ist in der Regel grösser als der zukünftiger Güter.

5) Es giebt (vgl. das oben bei Gossen und Menger Gesagte) Güter erster, zweiter, dritter u. s. w. Ordnung. In die erste Ordnung gehören jene Güter, die uns unmittelbar zur Bedürfnisbefriedigung dienen, also die Genussgüter (z. B. Brot); in die zweite jene Güter, mit deren Hilfe die Güter erster Ordnung hervorgebracht werden (Mehl, Backofen und Bäckerarbeit, die zur Erzeugung des Brots zusammenwirken); in die dritte jene, die die Güter zweiter Ordnung hervorbringen (Korn, Mühle, Baumaterialien des Backofens u. s. w.). Ueber den Grenznutzen der Güter zweiter, dritter u. s. w. Ordnung gilt nun der Satz: „Von allen successive ineinander übergehenden Produktivmittelgruppen entfernterer Ordnungen

---

[1]) Es ist klar, dass v. Böhm-Bawerk hier einen Tauschverkehr als bestehend voraussetzt, und dass dies eigentlich eine Anticipation ist. Consequenter Weise sollte vom Tauschverkehr erst die Rede sein, wenn der Grenznutzen, der die Grundlage des Tauschverkehrs bildet, auf anderem Wege bestimmt ist.

hängt ein und derselbe Wohlfahrtsgewinn ab, nämlich der Grenznutzen ihres Schlussprodukts“ Aus diesem Grunde ist die Grösse des Grenznutzens des Schlussprodukts die Quelle, aus der sich der Grenznutzen (und damit der subjektive Wert) der Güter entfernterer Ordnungen ableitet. Der Grenznutzen (bezw. Wert) des Schlussprodukts „bildet die Richtschnur für den Wert der Gütergruppe, aus der er hervorgeht, dieser endlich für den Wert der Gütergruppe dritter, dieser endlich für den Wert der Gütergruppe vierter Ordnung. Von Station zu Station ändert sich der Name des massgebenden Elements; aber in den verschiedenen Namen wirkt immer dieselbe Sache: der Grenznutzen des Schlussprodukts.“

6) Lässt eine Produktivmittelgruppe mehrere Verwendungen zu, so gilt folgender Satz: „Der Wert der Produktivmitteleinheit richtet sich nach dem Grenznutzen (bezw. Werte) desjenigen Produkts, welches unter allen, zu deren Erzeugung die Produktivmitteleinheit hätte verwendet werden dürfen, den geringsten Grenznutzen besitzt.“ Dies aus dem Grunde, weil man natürlich nur dann aus einer bestimmten Produktivmittelgruppe Güter von geringerem individuellen Grenznutzen herstellen wird, wenn sich für die Güter mit höherem individuellen Grenznutzen kein Bedarf mehr zeigt.

Nachdem v. Böhm-Bawerk in dieser Weise gezeigt hat, wie der Grenznutzen eines Gutes gefunden wird, bleibt noch zu zeigen übrig, wie der auf diese Art bestimmte Grenznutzen bezw. subjektive Wert) zum Masstab des Preises wird. Dazu ist nötig, zu zeigen, in welcher Weise das Mass des von einem Gute abhängigen Nutzens aus der Sphäre einer individuellen, rein subjektiven Schätzung, d. h. eines psychischen Vorgangs, heraustritt und zu einem objektiven und messbaren Vorgange wird. Dieser Process der Objektivation wird vermittelt durch das Gegenübertreten von Kauflustigen und Verkauflustigen auf dem Markte, wobei vorausgesetzt wird, dass jeder Kauf- oder Verkauflustige eine bestimmte Grenznutzenschätzung seines eigenen und des einzutauschenden fremden Guts mit auf den Markt bringt. Für den Austauschprocess bezw. den Process der Preisbildung gelten dann folgende allgemeine Regeln:

1) Der Tauschlustige wird nur dann tauschen, wenn der Tausch ihm Vorteil bringt;

2) er wird lieber mit einem grösseren, als mit einem geringeren Vorteil tauschen;

3) er wird lieber mit einem kleinen Vorteil, als gar nicht tauschen.

Aus Satz 1 leitet sich die Regel ab: „Ein Tausch ist ökonomisch nur möglich zwischen Personen, die Ware und Preisgut abweichend, ja entgegengesetzt schätzen.“ — Ferner: Es ist naturgemäs derjenige Tauschbewerber der tauschfähigste, der sein eigenes Gut im Vergleich zum einzutauschenden fremden am niedrigsten, oder was dasselbe ist, der das fremde Gut im Vergleich zu dem dafür hinzugebenden eigenen am höchsten schätzt. — Beim isolirten Tausch zweier Tauschlustiger setzt sich der Preis innerhalb eines Spielraums fest, dessen Obergrenze die subjektive Schätzung der Ware durch den Käufer, dessen Untergrenze ihre Wertschätzung durch den Verkäufer bildet. Wo er sich innerhalb dieses Spielraums festsetzt, hängt davon ab, ob der Käufer oder Verkäufer im Feilschen gewandter ist (vergl. das oben bei Jevons Gesagte). — Bei einseitigem Wettbewerb der Kauflustigen bleibt der tauschfähigste Bewerber, d. i. derjenige, der die Ware im Vergleich zum Preisgut am höchsten schätzt, Ersteher, und der Preis bewegt sich zwischen der Wertschätzung des Erstehers als Ober- und der des tauschfähigsten unter den ausgeschlossenen Bewerbern als Untergrenze, unbeschadet der zweiten subsidiären Untergrenze, die jederzeit die eigene Wertschätzung des Verkäufers bildet. — Bei einseitigem Wettbewerb der Verkäufer gelangt der tauschfähigste Mitbewerber, d. i. derjenige, der seine Ware am niedrigsten schätzt, zum Tausche. Der Preis muss sich festsetzen zwischen der Wertschätzung des Verkäufers als Untergrenze und der des tauschfähigsten der ausgeschlossenen Bewerber als Obergrenze. — Bei beiderseitigem Wettbewerb stellt sich der Marktpreis innerhalb eines Spielraums fest, der nach oben begrenzt wird durch die Wertschätzungen des letzten noch zum Tausch kommenden Käufers und des tauschfähigsten ausgeschlossenen Verkaufsbewerbers, nach

unten durch die Wertschätzungen des mindest tauschfähigen noch zum Tausch gelangenden Verkäufers und des tauschfähigsten vom Tausch ausgeschlossenen Kaufbewerbers, oder: die Höhe des Marktpreises wird begrenzt und bestimmt durch die Höhe der subjektiven Wertschätzungen der beiden „Grenzpaare."

Der Preis ist demnach von Anfang bis zu Ende das Produkt von subjektiven Wertschätzungen, oder: der Preis ist die Resultante der auf dem Markte sich begegnenden subjektiven Wertschätzungen von Ware und Preisgut. Man kann auch sagen: Die Höhe des Marktpreises stellt sich in derjenigen Zone fest, für welche Angebot und Nachfrage sich quantitativ gerade die Wage halten." — Da bei ausgedehnter Arbeitsteilung die Verkaufsbewerber (Fabrikanten u. s. w.) für ihre Waren fast gar keine eigene Verwendung haben, und der ihnen selbst aus den Waren entstehende Nutzen fast = 0 ist, so kann man das Preisgesetz noch weiter dahin präcisiren, „dass der Marktpreis bestimmt wird durch die Schätzungsziffer des letzten Käufers."

Die Thatsache, dass die Preise der Waren sehr häufig mit ihren Produktionskosten parallel gehen erklärt v. Böhm-Bawerk in ähnlicher Weise wie Jevons (vergl. § 5). Dieser Parallelismus beruht nicht darauf, dass die Kosten den Wert oder Preis bestimmen; denn die Kosten sind nichts anderes als der „Inbegriff der Produktivgüter von Wert, der Arbeitsleistungen, Kapitalstücke, Vermögensnutzungen und dergl., die zur Herstellung eines Produkts aufgewendet werden mussten", und diese Produktivgüter empfangen ja nach dem oben Ausgeführten ihren Wert ihrerseits erst von ihrem Schlussprodukt. Der Parallelismus beruht vielmehr darauf, dass nach dem oben bei der Bestimmung des Grenznutzens sub. 6 angeführten Satze der Wert einer Produktivmitteleinheit (d. h. der Gruppe von technischen Hilfsmitteln, die zur Erzeugung eines Produkts zusammenwirken müssen) sich nach dem Grenznutzen bezw. Werte desjenigen Produkts richtet, welches unter allen, zu deren Erzeugung die Produktivmitteleinheit hätte verwendet werden dürfen, den geringsten Grenznutzen besitzt, d. h. nach dem Werte des „Grenzproduktes." „Es

stellt sich auf diese Weise der Wert der Güter von grösserem individuellen Grenznutzen auf dasselbe Niveau mit dem Werte des Grenzprodukts und damit auch mit dem Werte der Produktivmittel, aus denen beide gemeinsam hervorgehen. Denn die Produktivmittelgruppe kann keinen geringeren Wert haben als das Produkt, da dies ja vermittels ihrer jederzeit herstellbar ist (vom Unternehmergewinn und längerer zeitlicher Dauer des Produktionsprocesses abgesehen). Andererseits kann die Produktivmittelgruppe auch keinen höheren Wert haben als ihr Produkt, da sie ja ihren Wert erst derivativ vom Werte des Produktes empfängt. Wenn aber auf diese Weise die Produktivmittelgruppe von ihrem Grenzprodukt einen bestimmten Wert erlangt hat, wird sie natürlich (gemäss dem Princip der Wirtschaftlichkeit) nicht zur Erzeugung eines Produkts verwendet werden, bei der sie mehr Wert verliert als neu erzeugt, d. h. zur Erzeugung eines Produkts, das einen geringeren Wert als jenes Grenzprodukt hat. Insofern ist also richtig, dass kein Gut erzeugt wird, das nicht die Kosten deckt. Nur muss man sich stets bewusst bleiben, dass dies in letzter Linie nichts anderes heisst, als dass aus einer Produktionsmittelgruppe kein Gut mit geringerem Grenznutzen hergestellt wird, so lange noch ein Gut mit grösserem Grenznutzen daraus herstellbar ist.[1]) Ist auf diese Weise dafür gesorgt, dass der Preis eines Guts nicht dauernd hinter seinen Kosten zurückbleibt, so kann er auf der anderen Seite auch nicht dauernd weit über den Produktionskosten stehen, weil sonst die Produktion der anderen aus jener Produktivmittelgruppe herstellbaren Güter eingeschränkt, jenes hoch bezahlte Gut aber in verstärktem Masse producirt werden würde und durch das verstärkte Angebot der Grenznutzen und damit der Preis bald auf das allgemeine Niveau des Wertes der aus jener Produktivmittelgruppe herstellbaren Güter herabgedrückt sein würde.

---

[1]) Vgl. hierzu auch v. Wieser. Artikel „Grenznutzen“ im Handwörterb. der Staatswissensch. 2. Aufl., Bd. IV, S. 781.

§ 7.

Das Verhältnis der Wertlehre Thünen's zur Grenznutzentheorie.

Die vorangegangenen Darstellungen der Wertlehre Thünen's und der Grenznutzentheorie geben uns nunmehr die Möglichkeit festzustellen, in welchen Punkten beide Lehren mit einander verwandt sind. Diese Verwandtschaft ist unseres Erachtens eine ziemlich enge. Sowohl in der Kritik der bis dahin herrschenden klassischen Werttheorie anticipirt Thünen wesentliche Gedanken der Grenznutzentheorie als auch speciell in der Aufstellung eines neuen Wertprincips. Während die Produktionskostentheorie von den Produktionskosten ausging und vergeblich auf dieser Grundlage die Bedeutung des Gebrauchswerts zu erfassen suchte, vielmehr aus dem Dualismus von Tauschwert und Gebrauchswert nicht herauskam, hat Thünen in richtiger Weise den Nutzen der Güter (den er noch Gebrauchswert nennt) zum Ausgangspunkte gewählt und auf den Gebrauchswert seine ganze Werttheorie einheitlich aufgebaut. Hierin ist ihm die Grenznutzentheorie später völlig gefolgt.

Auch die weitere Erkenntnis, dass die Grösse des Bedarfs die Ausdehnung der Produktion bestimme und dass die Produktionskosten des letzten Producenten, dessen Produkte zur Deckung des Bedarfs noch erforderlich seien, den Preis für das Produkt überhaupt bestimmen, schlägt einen Gedanken an, der einen Eckpfeiler der Grenznutzentheorie bildet. Der Unterschied zwischen Thünen und der Grenznutzentheorie besteht darin, dass Thünen das, was die Grenznutzentheorie aus allgemeinen psychologischen Grundsätzen abstrakt ableitet, an der Hand konkreter Beispiele aus dem Wirtschaftsleben nachzuweisen sucht. Im Resultat kommen aber beide überein. Thünen lässt, wie in § 3 ausgeführt, den Wert z. B. des Roggens durch die Produktionskosten des entferntesten Producenten, dessen Produkt zur Deckung des Bedarfs noch herangezogen werden muss, bestimmt werden und begründet dies damit, dass der mit geringeren Kosten producirende, d. h. der Stadt näher wohnende Pro-

ducent mit Recht sagen werde, dem Consumenten könne es ganz gleich sein, aus welcher Entfernung der Roggen herangeschafft werde. Könne er für den Roggen des entfernter wohnenden Producenten einen bestimmten Preis bezahlen, so müsse er diesen Preis auch für den Roggen der näher wohnenden (u. mit geringeren Produktionskosten producirenden) Producenten bezahlen können. — Die Grenznutzentheorie vertritt denselben Standpunkt, aber mit anderer Beweisführung. Sie lässt die Frage bei Seite, wodurch die Producenten überhaupt zum Anbau des Roggens in einem bestimmten Umfange bewogen worden sind. Sie geht einfach davon aus, dass sich in den Händen des Producenten ein bestimmtes Quantum Roggen befinde, das in der Stadt abgesetzt werden müsse. Die Stadt (d. h. die Gesamtheit der Consumenten) schätzt nun z. B. die ersten 20,000 Ctr. Roggen sehr hoch, etwa auf 4 Thaler pro Centner, weitere 20,000 Ctr. etwas weniger hoch, etwa auf 3¾ Thaler, und jede weiterere 20,000 Ctr. immer ¼ Thaler gringer. Da nun die Schätzung des letzten Käufers (in unserm Falle der letzten 20,000 Ctr.) den Preis bestimmt, so wird, wenn etwa 100,000 Ctr. Roggen vorhanden sind, der Preis für Roggen überhaupt sich auf 3 Thaler festsetzen. Die Grenznutzentheorie lässt also die Schätzung des letzten Käufers direkt den Preis bestimmen; Thünen benutzt dagegen einen Umweg: er lässt von der Schätzung des letzten Käufers den Umfang der Produktion und von den Produktionskosten des hierdurch als solchen bestimmten entferntesten Producenten den Preis bestimmen. Im Grunde ist also der Gedankengang bei Thünen und bei der Grenznutzentheorie der gleiche.

Die Grenznutzentheorie ist insofern über Thünen's Untersuchungen hinaus gegangen, als sie den von Thünen als gegeben angenommen und nicht weiter untersuchten Gebrauchswert (Nutzen) genauer analysirte. Sie zeigte, nach welchen Grundsätzen der Mensch den Nutzen bemisst, den ein Gut im Verhältnis zu anderen Gütern für ihn hat, und machte insbesondere auf die wichtige Thatsache aufmerksam, dass der Nutzen, den eine bestimmte Quantität eines Gutes dem Einzelnen gewährt, sehr verschieden sein kann, je nachdem der Einzelne bereits grössere oder geringere Mengen des betr.

Gutes besitzt. Der im konkreten Falle jedesmal in Betracht kommende Nutzen (Grenznutzen, final degree of utility) bildet die Grundlage der Wertbestimmung, indem das Mass des von einem Gute abhängigen Nutzens auch stets das Mass für seinen Wert ist. Diese Lehre ergänzt dann die Grenznutzentheorie durch eine Reihe von Sätzen, welche man etwa als Lehre von der Dynamik des Marktverkehrs bezeichnen kann, und in denen gezeigt wird, wie sich die durch den Grenznutzen betimmten Wertschätzungen einer Güterart seitens der Besitzer und der Kauflustigen durch das in gleicher oder verschiedener Stärke erfolgende Gegenübertreten beider Parteien auf dem Markte in den Preis umsetzen. Wesentlich Neues fördert die Grenznutzentheorie inbezug auf die Preisbildung hier nicht zu Tage. Die von ihr vorgebrachten Sätze stehen sämtlich unter der Voraussetzung, dass die Tauschenden sich ausschliesslich vom Princip der Wirtschaftlichkeit (grösstmöglicher Beförderung des eigenen Interesses) leiten lassen und sind unter dieser — in der Wirklichkeit ja nicht absolut und immer zutreffenden — Voraussetzung eigentlich selbstverständlich. Damit soll der Wert dieser Abhandlungen nicht geleugnet werden. Es ist ein Verdienst, auch wichtige selbstverständliche Dinge einmal zu analysiren und in wissenschaftlich benutzbare Formeln zu kleiden.

Ein weiterer Unterschied ist der, dass die Grenznutzentheorie den Austausch (Marktverkehr) isolirt für sich, ganz abgetrennt vom Produktionsprocesse, betrachtet, während bei Thünen Produktionsprocess und Austauschprocess in einem organischen Zusammenhange stehen. Thünen nimmt eine Stetigkeit im wirtschaftlichen Leben an, kraft deren der Producent, der auf Grund der ihm gewinnversprechend erscheinenden Schätzungen der Kauflustigen die Produktion einer Ware beginnt, auch sicher sein kann, die Ware nach beendigtem Produktionsprocess noch zu jener Schätzung abzusetzen. Wenn z. B. die Stadtbewohner den Scheffel Roggen auf 3 Thaler schätzen, so veranlassen sie dadurch die Ausdehnung des Roggen-Anbaues bis zur Entfernung von 10 Meilen von der Stadt. Die Landwirte setzen voraus, dass der Bedarf derselbe bleiben wird und dass sie deshalb auch nach der Ernte

Thünen's Wertlehre eigentlich nicht inhaltlich, sondern nur formal, nämlich durch die Art der Darstellung. Die Grenznutzentheorie kann die Preisbildung nur deshalb ausschliesslich auf dem Markte vor sich gehen lassen, weil sie den Process, welcher den Preis eines Gutes seinen Produktionskosten parallel gehen lässt, (die Konkurrenz der Fabrikanten einer Branche unter sich und weiterhin aller Branchen untereinander) hinter den Markt verlegt und ihn von hier aus indirekt auf die Marktverhältnisse (die Grösse des Angebots) und damit auf die Preisbildung wirken lässt.[1])

Die Grenznutzentheorie hat mit ihrer Methode den entgegengesetzten Weg eingeschlagen wie Marx. Während dieser behauptete, dass für die Wertbildung lediglich der Produktionsprocess in Betracht komme, sieht die Grenznutzentheorie lediglich den Austauschprocess als das Gebiet der Preisbildung an. Ein Gut habe keinen vorher bestimmbaren und allgemein gültigen „Tauschwert", sondern nur einen Preis, der lediglich für ein ganz bestimmtes Marktverhältnis gelte. Aber hier erhebt sich der Einwand: wie kann denn, wenn der Preis, den ein Gut erzielt, eben nur auf diesem Markte und unter diesen bestimmten Marktverhältnissen gilt und für die Zukunft daraus für seinen Wert garnichts zu folgern wäre, überhaupt eine Stetigkeit im Wirtschaftsleben bestehen? Wie kämen die Producenten dazu zu produciren, da doch der Preis, den ein Produkt augenblicklich erzielt, für die Zukunft in keiner Weise verbindlich ist? — Die Grenznutzentheorie kann einwenden, diese Frage gehöre, streng genommen, nicht mehr zur Frage der Preisbildung. Aber wenn sie sich darauf einlässt — und sie thut es —, so muss auch sie zwecks Erklärung zu einer ähnlichen Annahme wie Thünen greifen. Sie sagt, in dem sich hinter dem Markt abspielenden Konkurrenzkampf der Producenten (d. h. dem Bestreben derselben, aus ihren Produktivmitteln stets dasjenige Produkt herzustellen, das den grössten augenblicklichen Grenznutzen hat) dasselbe aus, was Thünen durch seine Behauptung, der Umfang der Nachfrage bestimme den Umfang der Produktion und

---

[1]) Vgl. v. Wieser. Artikel Grenznutzen im Hdwörterb. der Staatswissenschaft. 2. Aufl., IV, S. 781.

den Roggen zu demselben Preise werden absetzen können, der ihnen jetzt lange vorher dafür in Aussicht gestellt wird. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob und inwieweit dies der Wirklichkeit entspricht. Thünen hat jedenfalls die Voraussetzung nicht bewiesen. Die Grenznutzentheorie kann infolgedessen einwenden, dass nach Thünen eigentlich der Preis einer Ware schon vor dem Beginn des Produktionsprocesses bekannt sein und die Produktion hervorrufen würde; das Gegenübertreten von Käufern und Verkäufern auf dem Markte würde dann nur diesen schon vorher bestimmten Preis verwirklichen, ins Thatsächliche umsetzen. Hier stecke noch ein Rest der alten Produktionskostentheorie. Die Preisbildung gehe ausschliesslich auf dem Markte vor sich; die vorherigen Schätzungen der Käufer, welche die Produktion einer Ware hervorrufen sollten, seien für den praktischen Verkehr vielleicht wichtig, aber theoretisch seien sie für die Preisbildung ganz unverbindliche Präliminarien. Vom Marktverkehr, vom Gegenübertreten der Kauf- und Verkauflustigen und ihren Grenznutzen-Schätzungen sei deshalb bei einer Theorie der Preisbildung auszugehen. Die Theorie der Produktion, die Frage, weshalb überhaupt und in welchem Umfange Waren producirt werden und aus welchen Gründen die Produktionskosten im Durchschnitt mit den Preisen in annäherndem Paralellelismus bleiben, gehöre nicht mehr direkt zur Frage der Preisbildung und komme jedenfalls erst in zweiter Linie in Betracht.

Die Grenznutzentheorie erlangt dadurch, dass sie die Produktionskosten an der Preisbildung selbst nicht mitwirken lässt, einmal eine deutlichere Darstellung und hat zweitens den grossen methodologischen Vorteil, dass sie auch diejenigen Güter umfasst, bei denen überhaupt nicht von Produktionskosten gesprochen werden kann und die doch ein Gegenstand des Austauschens und der Preisbildung sind (z. B. Raritäten, Grund und Boden, Patentrechte). Thünen hat diese Art von Gütern nicht berücksichtigt und insofern ist hier die Grenznutzentheorie über ihn hinausgeschritten. Aber bezüglich derjenigen Güter, deren Erzeugung regelmässig aufs neue möglich ist (beliebig reproducirbare Güter), unterscheidet sich die Grenznutzentheorie, wenn man genauer zusieht, von

dann vermittels des Umfangs der Produktion und der Produktionskosten des entferntesten Producenten den Preis ausgesprochen hatte. Denn in beiden Fällen wird das Stärke-Verhältnis des Angebots zur Nachfrage regulirt, und dieses Verhältnis ist ja für die Preisbildung sowohl nach der Grenznutzentheorie wie nach Thünen schliesslich ausschlaggebend.

Versuchen wir zum Schlusse die Grenznutzentheorie in ihrer Bedeutung für die Lösung des Wertproblems kritisch zu würdigen, so ergiebt sich unseres Erachtens, dass ihr Verdienst um das Wertproblem hauptsächlich in ihren kritischen, gegen die früheren Werttheorien gerichteten Ausführungen besteht. Denn die Thatsache, dass jeder Tausch die Nutzenschätzungen zweier Tauschlustiger zur Voraussetzung hat, ist natürlich auch allen früheren Werttheoretikern klar gewesen. Wenn sie trotzdem in ihren Theorieen nicht von diesen Schätzungen ausgingen, sondern andere Bestimmungsgründe des Wertes aufsuchten, so geschah dies deshalb, weil sie die Unmöglichkeit einsahen, auf Grundlage jener subjektiven Schätzungen das zu erreichen, was sie erreichen wollten: einen objektiven Massstab zur Bestimmung des Wertes. Sie glaubten eben (was z. B. Marx scharf betont), dass die Schätzungen der Menschen, ihnen selbst vielleicht kaum bewusst, durch einen von ihnen unabhängigen äusseren Umstand (Produktionskosten oder Arbeitsaufwand) bestimmt werden, und sie klammerten sich an diese Annahme um so mehr, als sie die einzige Möglichkeit bot, in den Tauschverkehr ein objektives, durch Zahl und Mass ausdrückbares Grössenverhältnis einzuführen. Wenn Lotze (Grundzüge der Logik 1883, S. 47) Recht hat, dass eine sichere Erweiterung unserer Erkenntnis uns nur so weit gelingt, als wir die Gegenstände unseres Nachdenkens auf Grössenverhältnisse zurückführen und mit ihnen rechnen können, dann hat die Grenznutzentheorie uns nicht weiter gebracht als die bisherigen Werttheorieen. Sie hat das Problem, das Adam Smith und seine Nachfolger lösen wollten: weshalb ein Gut einen bestimmten Tauschwert habe, nicht gelöst. Sie hat vielmehr gezeigt, dass die Lösung dieses Problems in dem beabsichtigten Umfange und in der beab-

sichtigten Weise überhaupt unmöglich ist. Dass das Wertproblem sich unter den Händen der Grenznutzentheoretiker verwandelt hat, ist auch diesen selbst klar. So sagt F. von Wieser:[1]) „Die letzte Stufe“ (sc. der Wertlehre), „auf welcher die Forschung erst in jüngster Zeit angelangt ist und auf welcher sie sich mit noch unsicherem Gefühle erst zu befestigen trachtet, ist erreicht, sobald man als den Gegenstand der Wertdoktrin nicht mehr den Wert, sondern den subjektiven Akt der Wertschätzung erkannt hat.“ Adam Smith glaubte, dass es einen objektiven Wert gebe und dass es nur gälte, seine Bestimmungsgründe zu erkennen. Die Grenznutzentheorie hat diesen Glauben zerstört. Es giebt keinen objektiven Wert, sondern nur subjektive Wertschätzungen und einen aus dem Kampf dieser Wertschätzungen hervorgehenden Preis. — Wir glauben, dass die Grenznutzentheorie mit dieser ihrer Kritik Recht hat. Aber sie hat dann damit das Wertproblem nicht gelöst, sondern sie hat es zu Grabe getragen. Oder vielmehr: sie hat es in einen so grossen Rahmen hineingespannt, dass das ursprüngliche Problem ganz verblasst und eine Analyse der Principien des menschlichen Wirtschaftens an seine Stelle getreten ist.

---

[1]) v. Wieser. Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftlichen Werts. S. 34.

sachlichen Weise überhaupt unmöglich ist. Dass das Wertproblem sich unter den Händen der Grenznutzentheoretiker verwandelt hat, ist auch diesen selbst klar. So sagt F. von Wieser[1]: „Die letzte Stufe" (sc. der Wertlehre), „auf welcher die Forschung erst in jüngster Zeit angelangt ist und auf welcher sie sich mit noch zweifelndem Gefühle erst zu befestigen trachtet, ist erreicht, sobald man als den Gegenstand der Wertlehre nicht mehr den Wert, sondern den subjektiven Akt der Wertschätzung erkannt hat" — auf dieser Stufe erkannte, dass es keinen objektiven Wert gäbe und dass es nur gälte, seine Bestimmungsgründe zu erkennen. Die Grenznutzentheorie hat diesen Glauben zerstört. Es gibt keinen objektiven Wert, sondern nur subjektive Wertschätzungen und daraus ist dem Kampf dieser Wertenden Sorgen der vorgehenden Praxis. — Wir glauben, dass die Grenznutzentheorie mit dieser ihrer Kritik Recht hat. Aber sie hat dann damit das Wertproblem nicht gelöst, sondern sie hat es zu Grabe getragen. Oder vielmehr: sie hat es in einen so grossen Rahmen hineingespannt, dass das ursprüngliche Problem ganz verblasst und eine Analyse der Prinzipien des menschlichen Wirtschaftens an seine Stelle getreten ist.

[1]) v. Wieser: Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes. S. 94.

Lebenslauf.

Als Sohn des Kaufmanns Albert Ruppin und seiner Ehefrau Cäcilie geb. Borck bin ich am 1. März 1876 in Rawitsch (Provinz Posen) geboren. Ich besuchte zuerst die Schulen meiner Geburtsstadt, dann nach Uebersiedlung meiner Eltern nach Magdeburg das König-Wilhelmsgymnasium daselbst. Ich verliess dieses Ostern 1891 mit dem Zeugnis der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militairdienst und wurde Kaufmann. Da ich jedoch in diesem Berufe keine Befriedigung fand, wandte ich mich, nachdem ich Ostern 1896 am Königl. Domgymnasium in Magdeburg die Reifeprüfung als extraneus bestanden hatte, dem Studium der Rechtswissenschaft und Nationalökonomie zu. Ich studirte 6 Semester an der Universität Berlin und 3 Semester an hiesiger Universität, an der ich noch verlängertes akademisches Bürgerrecht geniesse. Am 14. Juni 1902 habe ich die erste juristische Staatsprüfung bestanden. In Berlin hörte ich in philosophischen Fächern besonders die Professoren:

Reinhold, Schmoller, Wagner, Voigt;

in Halle die Professoren:

Conrad, Friedberg, Haym, Husserl, Riehl, Robert, v. Ruville, Stammler, Vaihinger.

Das examen rigorosum fand am 7. Juli statt.